

Breslauer Sonntagblatt

Illustrirte Schlesische
Wochenschrift.

Abonnements nehmen außer der Expedition in Breslau alle Buchhandlungen und Postämtern des Deutschen Reiches entgegen.

Ausgegeben am 10. August.
Der Jahrgang läuft vom 1. October 1885 bis dahin 1886.

Abonnementpreis. Bei allen Buchhandlungen & 1.— pro Quartal, bei hiesigen Postämtern & 1.20 pro Quartal. Preis der einzelnen Nummer 10 Pf.

Schachmatt.

Roman von Ewald August König.

(Fortsetzung.)

Nachdruck verboten.
Uebersetzungsberecht vorbehalten.

Theo war entrüstet, als er die Verhaftung Hugos erfuhr, an dessen Schuld er nicht recht glauben konnte.

Aber die Thatsache des Diebstahls ließ sich nicht bestreiten, ebenso wenig das Verschwinden der Kassenschlüssel, da tagalldings der Verdacht nahe, den sein Vater verfolgte.

Für den Verhafteten konnte Theo nun nichts mehr thun, und der Schmerz über die Vernichtung seiner eignen Hoffnungen trieb ihn fort.

Wenn Helene einen andern Mann liebte, — und dies mußte er ja nun mit Sicherheit annehmen — dann war es besser, daß er ihr nicht mehr begegnete; er wollte in der Fremde zu vergessen suchen, obgleich er fühlte, daß es für ihn kein Vergessen gab.

Die Vorbereitungen zur Reise waren bald getroffen, der Vater verschah ihn reichlich mit Geld und Creditbriefen. Der Abschied war kühl, Theo grüßte dem Vater, dem er den Vorwurf ungerechten Handelns machte, und der Commerzienrath, der sich über das räthselhafte Verschwinden des Geldes und das Fallen der Würfelfourier ärgerte, konnte es dem Sohne nicht verzeihen, daß er den Landstreicher aufgenommen hatte.

Theo wollte mit dem Nachtzuge abreisen, der kurz vor Mitternacht fuhr, er hatte schon um acht Uhr von dem Vater Abschied genommen und das Gepäck zum Bahnhofe geschickt. Die Sorge um den verhafteten Freund trieb ihn in die Wohnung des Kassirers.

Robert Müller saß mit sorgenvoller Miene im Kreise seiner Familie, die Ungerechtigkeit der Entlassung bekümmerte ihn nicht so sehr, als die Frage, woher er in Zukunft das tägliche Brot für die Seinigen nehmen solle.

Die Wohnung war einfach, fast dürftig eingerichtet, aber sie zeichnete sich aus durch Ordnung und Sauberkeit.

Theo wünschte eine Unterredung unter vier Augen, der Kassirer führte ihn in ein anderes Zimmer, das etwas besser ausgestattet war.

„Ich billige die Handlungsweise meines Vaters nicht,“ sagte Theo, nachdem er Platz genommen hatte, „es lag nach meiner Ueberzeugung keine Veranlassung zur Kündigung für ihn vor, und ich hoffe, daß er sie zurücknehmen wird, sobald er über den unliebsamen Vorfall in Ruhe nachgedacht hat.“



Kaiser Friedrich I. (Barbarossa.) (Zeit Zeits. 72.)

„Ich glaube das nicht,“ seufzte der Kassirer. „Sie kennen ja seinen Eigensinn. Durch die Verhaftung Ihres Veters ist der Kassendiebstahl srobtbekannt geworden, und ich verhehle mir durchaus nicht, daß nun auch auf mich Verdacht geworden wird.“

„Auf Sie? Wie wäre das möglich?“

„Wenn auch Ihr Herr Vater vielleicht nicht daran denkt, es werden böse Zungen sich genug finden, die den Vorfall anders auslegen und mich dabei nicht schonen, vorzüglich dann, wenn der Verhaftete die That leugnet und ihn dieselbe nicht beweisen werden kann.“

„Ich glaube auch nicht, daß er sie begangen hat,“ sagte Theo rasch. „Finden Sie keine andere Erklärung dieses Räthjels?“

„Nein, Herr Wildenbruch. Wenn die Schlüssel, die Sie besaßen, verschwunden sind —“

„So ist damit doch noch nicht bewiesen, daß mein Vetter sie fortgenommen haben muß. Ich klage mich des Leichtsinns an, weil ich diese Schlüssel in unverschlossenen Secretär liegen ließ, meine Wohnung war dabei auch stets offen, Jeder konnte während meiner Abwesenheit dort aus- und eingehen. Nur der Umstand, daß mein Vetter arm war, kann die Veranlassung zu dem Verdacht gegen ihn gegeben haben, aber muß denn ein armer Mensch immer auch unehrlich sein?“

„Das wohl nicht,“ sagte der Kassirer gedankenvoll vor sich hinblickend, „indefsen läßt sich doch auch nicht leugnen, daß der arme Mann der Versuchung nur schwer widerstehen kann.“

„Ist denn in unserem Hause keine andere Person, der man diesen Kassendiebstahl zutrauen dürfte?“

„Ich wage nicht, diese Frage zu beantworten, über die ich schon nachgedacht habe. Es giebt eine solche Person in unserem Hause, der ich kein Vertrauen schenke, aber sie anzugreifen, darf ich nicht wagen, weil unser Geschäftsführer sie protegirt. Ich bitte Sie, fordern Sie nicht, daß ich Ihnen den Namen nennen soll. Ich kann mich ja irren, und wenn der Name einmal ausgesprochen ist, dann bleibt der Verdacht haften.“

„Dann möchte ich die eine Bitte an Sie richten, diese Person zu beobachten,“ sagte Theo. „Wenn sie den Diebstahl begangen hat, wird sie aller Wahrscheinlichkeit nach das Geld verschwenden, und vielleicht lassen dann auch die Schuldbeweise sich finden.“

„Ich will thun, was ich vermag,“ erwiderte der Kassirer, „aber wenn ich nicht mehr in Ihrem Hause bin, wird die Beobachtung mir schwer fallen.“

„Mein Vater wird sein Unrecht einsehen und die Kündigung zurücknehmen!“

„Ich wiederhole, daß ich das nicht glaube. Und wenn es geschieht, so weiß ich nicht, ob ich bleiben kann. Ich habe eine zahlreiche Familie zu ernähren, Herr Wildenbruch, da muß ich erst in die Zukunft blicken und für ein gesichertes Einkommen sorgen.“

„Und das haben Sie doch in unserem Hause!“

„Wer weiß, wie lange noch! Sie hätten sich dem Geschäft widmen sollen, ich glaube, es wäre dann Manches besser bei uns.“

„Was wollen Sie damit sagen?“ fragte Theo überrascht. Der Kassirer strich mit der Hand über sein dünnes Haar, sein blaßes Gesicht zeigte einen verlegenen Ausdrud. „Es ist nicht Alles so, wie es sein sollte,“ erwiderte er, „ich kann das Ihnen wohl sagen, denn Sie werden keinen Gebrauch davon machen, der mich in Unannehmlichkeiten bringen könnte. Ich klage Niemand an, aber besser wäre es jedenfalls, wenn Herr Wendstern nicht den großen Einfluß gewonnen hätte.“

„Welchen Vorwurf machen Sie ihm?“

„Bis jetzt noch keinen, vielleicht ist es auch nicht seine Schuld, daß das Geschäft mehr und mehr von der soliden

Bahn abweicht. Es kann ja Alles gut gehen bei den großen Fonds, über die wir verfügen, aber diese Hezjagd nach Reichthum will mir nicht gefallen.“

„Und eben deshalb konnte ich mich nicht zur Betheiligung an unserm Geschäft entschließen,“ sagte Theo, tief aufathmend. „Fürchten Sie eine Gefahr für unser Haus?“

„Nein, noch nicht.“

„Aber Sie glauben, daß sie kommen wird?“

„Ich kann die Möglichkeit leider nicht bestreiten. Wie gesagt, wenn Sie statt des Herrn Wendstern der Rathgeber des Herrn Commerzienraths wären, dann würde mir das Schickal des Hauses keine Sorge machen.“

„Mein Vater würde auf meinen Rath nicht hören,“ sagte Theo kopfsüttelnd, „er geht seinen eigenen Weg. Wenn die Gefahr, von der Sie reden, sich zeigt, wollen Sie mir dann schreiben? Ich reise heute Abend nach London ab, dort werde ich wohl ein halbes Jahr bleiben, und ich theile Ihnen meine Adresse mit, sobald ich eine Wohnung gefunden habe. Wenn Sie glauben, daß meine Anwesenheit hier meinem Vater oder der Ehre unseres Namens von Nutzen sein könnte, so schreiben Sie es mir, ich komme dann sofort. Und schreiben Sie mir auch, wie es Ihnen ergeht. Das Unrecht, das mein Vater an Ihnen begangen hat, will ich wieder gut machen, Sie dürfen das ohne Bedenken annehmen. Werden Sie sich nur vertrauensvoll an mich, wenn Sorgen Sie drücken, und berichten Sie mir auch die Resultate Ihrer Beobachtungen, denn ich wiederhole Ihnen, an die Schuld meines Veters kann ich nicht glauben. Leben Sie wohl!“

Mit Worten des Dankes und einem warmen Händedruck nahm der Kassirer von dem jungen Herrn Abschied, und um eine schwere Sorge reicher fuhr Theo einige Stunden später von dannen.

Zweiter Theil.

Erstes Capitel.

Der Brief.

Ein halbes Jahr war verstrichen. Dem Wunsche des Veters folgend hatte Theo als Bolontär in einem großen Londoner Bankhause gearbeitet, die beunruhigenden Vermuthungen des Kassirers waren auf keinen unfruchtbaren Boden gefallen. Es war eine angenehme Stellung, sie ließ ihm Zeit genug, die Sehwürdigkeiten der Weltstadt in Augenschein zu nehmen, auf alle anderen Vergnügungen verzichtete er, sie hatten keinen Meiz für ihn. Er führte auch hier das Leben eines Einsiedlers und beschäftigte sich in seiner Einsamkeit mit dem Bilde der Geliebten, die zu vergessen ihm unmöglich war.

Der Kassirer hatte schon mehrmals geschrieben, die Kündigung von den Seiten des Commerzienraths nach einigen Tagen zurückgenommen worden und Müller auf dringendes Bitten Theos gelieben.

Die Nachrichten aus der Heimath lauteten keineswegs erfreulich. Der Commerzienrath wagte, um die verlorenen Summen wieder einzubringen, immer größere Speculationen an der Börse, die fast alle fehlschlügen.

Walter Wendstern hatte als Affocié in das Geschäft eintreten wollen, war aber mit seinem Vorschlage von dem Chef barsch zurückgewiesen worden; das schien ihn indeß nicht erzürnt zu haben, denn das alte vertraute Verhältniß bestand zwischen den beiden noch immer.

Hugo Wildenbruch befand sich noch in Untersuchungshaft, das Räthsel des Kassendiebstahls war noch immer nicht gelöst.

Seit zwei Monaten hatte der Kassirer nichts mehr von sich hören lassen, als Theo wieder einen Brief von ihm empfing.

„Hochverehrter Herr Wildenbruch,“ begann das Schreiben, „als Sie Abschied von mir nahmen, sagten Sie mir, sobald die von mir beschränkte Gefahr nahe sei, möge ich Sie rufen, Sie würden alsdann meinen Ruße ohne Fögern Folge leisten. Nun wohl, die Gefahr ist da, rascher gekommen als ich es ahnte, und ich fürchte, sie wird nicht mehr zu befeigen sein.“

„In den letzten Monaten sind großartige Speculationsgeschäfte an der Börse abgeschlossen worden, von denen unser Geschäftspersonal nichts erfahren hat. Wäre der Erfolg auf unserer Seite gewesen, so hätte das wankende Fundament neu befestigt werden können, leider war das Gegentheil der Fall, und die verlorenen Summen, die nun gezahlt werden müssen, übersteigen unsere Kräfte auch dann, wenn alle Ausstände rechtzeitig flüssig gemacht werden können.“

„Ob da noch Rettung möglich ist, weiß ich nicht, wohl aber hege ich die Ueberzeugung, daß Sie in den Tagen der Noth dem Hauise eine kräftige Stütze sein werden.“

„Unser Credit ist erschüttert, das Mißtrauen plötzlich erlosch, die Creditoren drängen und die Debitoren halten zurück. Gerüchte, deren Wahrheit ich nicht verbürgen kann, behaupten, unser Procurist sei ein Hazardspieler, er verliere große Summen am grünen Tisch, er habe auch durch Vermittlung eines Geldwetzlers an der Börse speculirt, und auf diesem Felde überlege ebenfalls der Verlust den Gewinn.“

„Ich bedauere von ganzem Herzen, Ihnen keine besseren Nachrichten schicken zu können, ich halte es für nöthig, Ihnen die volle Wahrheit zu sagen, damit Sie sofort kommen und auf die Verhältnisse, die Sie hier finden werden, vorbereitet sind.“

„Mit unserm alten Buchhalter habe ich bereits Rücksprache genommen, auch er baut seine letzte Hoffnung auf Sie. Wie der Herr Commerzienrath über Ihre Rückkehr denkt, weiß ich noch nicht, vielleicht schreibt auch er Ihnen, aber warten Sie das nicht ab, und kommen Sie nach Ihrer Rückkunft in meine Wohnung, damit ich Ihnen weitere Mittheilungen machen kann.“

Bezüglich Ihres Herrn Vetter's ist leider auch nichts Ertröstliches zu berichten, er beharrt dabei, daß er den Diebstahl nicht begangen habe, und überzogene Schuldbeweise sind nicht gefunden worden. „Ich habe vor einiger Zeit Ihrem Wunsche nachgegeben und Ihnen den Namen der Person genannt, der einzigen, auf die ein Verdacht fallen konnte. Meine Beobachtungen haben nur ein negatives Resultat ergeben, David Sturm mag allerdings mehr ausgeben, als seine Verhältnisse gestatten, aber er ist nicht der Verschweuder, der er sein würde, wenn bedeutende Summen in seinem Besitz wären.“

„Nach dieser Seite hin habe ich alle Hoffnungen verloren, und da weder die verschwundenen Kassenschlüssel noch das Geld gefunden worden sind, so scheint das Räthsel ungelöst bleiben zu sollen.“

„Wo Ihr Vetter an jenem Abend nach elf Uhr gewesen ist, vermag er nicht anzugeben, er will spazieren gegangen und spät nach Mitternacht noch in eine Weinschänke eingekauft sein. In jener Schänke ist er freilich gesehen worden, die Zeugen sagen es, er sei sehr aufgeregt und berauscht gewesen, und der Untersuchungsrichter sieht in dieser Aufregung nur die Folge des Kassendiebstahls.“

„Sodann hat auch Vertram Vaneband verathen, daß Ihr Vetter ihm an demselben Tage gedroht habe, er werde ihm schon am nächsten Tage die Tochter entführen, und nachdem die Wahrheit dieser Behauptung festgestellt worden ist, sieht der Untersuchungsrichter auch darin eine Veranlassung zu dem Diebstahl, denn wer mit einem jungen verwohnten Mädchen in die weite Welt hinaus reisen will, der muß über einen wohlgeleiteten Beutel verfügen können.“

„Ich bin in dieser Angelegenheit mehrfach vernommen worden, und ich kann Ihnen nicht sagen, wie fatal sie mit

ist. So gering auch die Mittel sind, die mir zu Gebote stehen, gäbe ich doch viel darum, daß der Dieb mit Sicherheit ermittelt würde. Findet man vor Schluß der Untersuchung keine Beweise, so wird Ihr Vetter wohl aus der Haft entlassen werden müssen, dann aber liegt die Möglichkeit nahe, daß auch auf mich ein häßlicher Verdacht geworfen wird.“

„Ich darf und will darüber jetzt noch nicht nachdenken. Kommen Sie bald und bauen Sie auf die Ergebnisse Ihres hochachtungsvoll grüßenden Robert Müller.“

Gedankenvoll faltete Theo das Schreiben zusammen, sein Entschluß stand fest, er mußte dem Ruße Folge leisten. Aber so rasch, wie er es gewünscht hätte, konnte er nicht abreißen, er wollte zuvor mit dem Chef des Hauses, in dessen Diensten er stand, Rücksprache nehmen, und es blieb auch noch manches Andere zu ordnen, was immerhin einige Tage in Anspruch nahm.

Am demselben Tage, an dem Müller diesen Brief nach London sandte, fand im Cabinet des Commerzienrathes ein heftiger Aufruhr statt. Walter hatte die Bilanz des Hauses gezogen und sie dem Chef vorgelegt, der über das Resultat entrüstet war.

„Das kann nicht richtig sein!“ rief der Chef von seinem Sessel aufspringend, „so hoffnungslos ist die Sachlage nimmermehr! Sie müssen da verschiedene Ausstände vergessen haben —“

„Zweifelhafte Ausstände sind allerdings nicht in die Bilanz aufgenommen worden,“ unterbrach Walter ihn achselzuckend, „Sie wollen wissen, wie wir stehen, da ist Schönfärberei nicht mehr am Platze. Die Differenzen aus den letzten Speculations-Geschäften beziffern sich auf sechszigtausend Thaler, außerdem werden in den nächsten Tagen von uns acceptirte Wechsel im Betrage von dreißigtausend Thaler fällig; wenn diese Summen nicht gezahlt werden können, so müssen wir unsere Zahlungen einstellen.“

Der Commerzienrath hatte die Hände auf den Rücken gelegt, er wanderte in fieberhafter Erregung auf und nieder.

„Das darf nicht geschehen!“ sagte er. „Soll ich von meinem eigenen Sohne mir vorwerfen lassen, daß ich die Ehre unseres Namens leichtsinzig auf's Spiel gesetzt habe? Nicht ich, sondern Sie würde dieser Vorwurf treffen,“ fuhr er mit steigender Erbitterung fort. „Woher rühren die vielen faulen Ausstände? Es war Ihre Sache, sie rechtzeitig einzuziehen. Sie haben nicht aufgepaßt.“

Der Geschäftsführer klemmte das Vorgegn auf die Nase, in seinen Augen blitzte es tödtlich auf.

„Es ist sehr leicht und sehr bequem die Schuld auf Andere zu wälzen, wenn man selbst den Karren verfahren hat,“ erwiderte er. „Die faulen Ausstände sind so bedeutend nicht, sie kommen in jedem Bankgeschäft vor. Können wir diesen Debitoren eine Zahlungsfrist einräumen, so bürgt ich dafür, daß nur sehr geringe Verluste entstehen.“

„Sie bürgen mir? Womit wollen Sie bürgen?“ spottete der Chef. „Ihr Gehalt ist freilich bedeutend, aber Sie reichen nicht einmal damit aus. Sie haben immer den vornehmen Herrn gespielt und sich um das Geschäft nicht so gelegentlich gekümmert, wie es Ihre Pflicht gewesen wäre.“

„Herr Commerzienrath, wenn Sie so sehr mit mir unzufrieden sind, so kann unser Vertrag heute noch gelöst werden.“

„Nichts da, das sollte Ihnen gefallen! Die Suppe, die Sie hier eingekocht haben, müssen Sie nun auch auslöffeln helfen, im Stich dürfen Sie mich nicht lassen. Ich weiß ja, daß ich selbst Fehler begangen habe, ich bin zu weghässig gewesen, aber wer konnte diese Conjecturen auch voraussehen? Es hätte ganz anders kommen müssen, meine Berechnungen waren durchaus richtig, die politischen Ereignisse, die alle Courie über Nacht niedervorfen, kamen unerwartet. Mit dieser Bilanz bürgen Sie mir nicht kommen, bester Herr, ich sage Ihnen noch einmal, so schlimm ist die Sachlage nicht.“

Unsere Verpflichtungen müssen wir promptly erfüllen. Werden die Differenzen glatt ausgegahlt und die Accepte eingelöst, so stehen wir wieder fest, und das Verlorene soll bald eingbracht werden. Also neunzigtausend Thaler haben wir nöthig, können dieselben rechtzeitig gedeckt werden?"

„Wenn unser Credit nicht erschüttert wäre —“

„Ach was, er ist es nicht! Ziehen Sie auf unsere Geschäftsfreunde in London, Wien und Paris, die Wechsel müssen discountirt werden, soviel Credit haben wir immer noch. Ueberdies sind auch sichere Ausläufe vorhanden, die sofort flüssig gemacht werden können. Zeigen Sie nun Ihr Geschäftstalent, entwerfen Sie einen Plan, wir müssen diesen Schiffbruch um jeden Preis vermeiden.“

„Um jeden Preis?“ wiederholte Walter sarkastisch. „Ich fürchte, daß die Ehre des Namens Wittenbruch der Preis sein wird. Ich will thun, was ich kann, ich werde die Discontirung unserer Pratten versuchen, die Wechsel, die wir noch im Portefeuille haben, müssen ebenfalls flüssig gemacht werden. Es ist möglich, daß wir diese drohende Klippe noch einmal umschiffen, aber dann sitzen wir auf einer Sandbank fest. Unsere Kasse und unser Portefeuille werden leer sein —“

„Was schadet das, wenn unser Credit wieder befestigt ist? Wir arbeiten dann mit fremdem Gelde, bis unser Verlusste wieder eingbracht sind,“ sagte der Commerzienrath, während er die Spitze von einer Cigarre abschneidete. „Ich dachte schon daran, Theo kommen zu lassen, aber er soll in London bleiben, dort neue Verbindungen anknüpfen und dann nach Paris reisen. Er kann uns hier nichts nützen, er würde über die Verhältnisse hier keine philosophischen Betrachtungen machen und wir damit die Gasse in's Blut treiben.“

„Sie hätten meinen Vorschlag annehmen und mich am Geschäft beteiligen sollen,“ warf Walter ein.

„Und was hätte ich dadurch gewonnen?“

„Ich würde als Associé Sie von mancher gewagter Speculation zurückgehalten haben, als Procurist hatte ich dazu keine Berechtigung.“

„Nah, ich weiß besser, was Sie gethan haben würden!“ erwiderte der Chef, den blauen Wölstchen seiner Cigarre nachschauend. „Wenn Sie als Procurist schon namhafte Summen im Hazardspiel vergeuden konnten, so wären Sie als Associé meines Hauses sicher nicht vor den gewagtesten Speculationen zurückgeschreckt.“

Walter hatte die Brauen finster zusammengezogen, der Vorwurf war gerecht, er konnte ihn nicht zurückweisen.

„Das war auch nicht so schlimm, wie es gemacht worden ist,“ sagte er, indem er einige Papiere vom Schreibtisch seines Chefs nahm; „es wäre besser, wenn Jeder vor seiner eigenen Thüre stehen wollte. Unter den jetzt obwaltenden Verhältnissen würde ich natürlich auf die Association verzichten.“

„Sie wäre auch keine Empfehlung für mein Haus,“ unterbrach der Commerzienrath ihn barsch. „So lange ich lebe, bleibe ich allein an der Spitze des Hauses, dem ich den alten Ruhm wiedererschaffen will und mit dem ich stehe oder falle. Ich gehe jetzt zur Börse, wir haben immer noch einige Tage bis zum Zahlungstermin, und in diesen Tagen kann sich noch Manches ändern.“

Walter kehrte in sein Cabinet zurück, der Zorn blühte aus seinen dunklen Augen, und die festgeschlossenen Lippen zuckten.

Er legte die Papiere hin und trat an's Fenster, um lange sinnend hinauszuschauen.

Er hörte, daß sein Chef das Haus verließ, er wandte sich um und warf einen finstern Blick auf die Portiere.

„Das also ist der Dank?“ murmelte er. „Mit einem Fußtritt wird man abgefertigt, und dabei habe ich nicht nur alle Faffen tragen müssen, ich soll nun auch die Verantwortung übernehmen? Schaffe Geld, entwirf einen Plan. Du wirst ja dafür bezahlt! Was dann später kommt, wird

sich finden! Wenn der Herr nur weiter leben kann in dulci júbilo! Für den Diener die Arbeit, für den Herrn das Vergnügen! Bah, es ist überall so, ich darf mich nicht darüber belagen!“

Ein leises Pochen an der Thür unterbrach sein Selbstgespräch, seine Miene wurde nicht heiterer, als er seinen Bruder eintreten sah.

Kurt trug jetzt bürgerliche Kleidung, statt des Schnurrbarts schmückte ihn langer Vollbart das gebräunte Antlitz.

„Ich will Dich zum Frischhoppen abholen,“ sagte er in heiterem Tone, „es ist ja nahe an Mittag, da wird die Arbeit beendet sein.“

„Sie ist es leider nicht,“ erwiderte Walter achselzuckend.

„Du bist ja sehr froh gelant.“

„Und aus guten Gründen,“ nickte Kurt, „ich habe vor einer Stunde die Mittheilung empfangen, daß ich nun als Inspector der Gesellschaft fest angestellt sei.“

„In der That? Nun, dann gratulire ich,“ sagte Walter in einem Tone, der etwas spöttisch klang. Die Verlobung wird jetzt wohl sehr bald stattfinden?“

„Ich hoffe es.“

„Du bist also wirklich entschlossen?“

„Fränschen zu heirathen? Wie kannst Du nur fragen? Habe ich nicht deshalb die Uniform ausbezogen?“

„Wenn der Vater nur nicht abermals Dir einige Grobheiten sagt!“

„Das fürchte ich nicht; es existiren keine Gründe mehr, die ihn zu einer Weigerung berechtigen können.“

„Om, wer weiß, der Herr mag darüber anders urtheilen, als Du. Dein Gehalt als Inspector ist nicht groß —“

„Wir kommen damit aus, das genügt!“

„Und was sagt Mama dazu? Bon ihr darfst Du keinen Zusich erwarten —“

„Ich weiß das,“ unterbrach Kurt ihn ruhig, während er die Cigarre nahm, die der Bruder ihm anbot, „sie hat mir offen und ehrlich gesagt, daß unser väterliches Vermögen fort ist.“

Ueberrascht blühte Walter ihn an, er vergaß, die Cigarre anzuzünden und bemerkte dies erst, als das brennende Zündhölzchen ihm den Dammem verjagte.

„Ganz fort?“ fragte er.

„Vor und nach verbraucht. Wir haben ja immer ein großes Haus gemacht, die Wittwenpension war nicht bedeutend —“

„Und Du hast als Offizier viel gekostet!“

„Mach' mir keinen Vorwurf, für Dich sind ja auch Sünden getilgt worden, wer in einem Glashause sitzt, darf nicht mit Steinen werfen.“

„Also auch das ist fort!“ sagte Walter bitter. „Da werde ich wohl mein ganzes Leben lang Commis spielen können!“

„Darüber wollte ich auch mit Dir reden,“ erwiderte Kurt theilnehmend; „und die Gerüchte wahr, die über Euer Haus umlaufen?“

„Welche Gerüchte, wenn ich fragen darf?“

„Es soll mal mit Euch aussehn, große Verluste an der Börse —“

„Nah, wir stehen noch so fest, wie wir gestanden haben!“

„Ist das die Wahrheit?“

„Weshalb sollte ich lügen? Wir haben unsere Reider und Feinde, und daß diese aus einer Mücke gleich ein Kamel machen, läßt sich leicht begreifen. Aber ob das Haus steht oder fällt, ich bleibe nicht lange mehr hier, meine Dienste werden nicht so anerkannt, wie ich es verlangen darf.“

„Ja, ja, ich weiß,“ nickte Kurt mit nachdenklicher Miene, „Du hast Associé werden wollen.“

„Diese Forderung durfte ich stellen, denn auf meinen Schultern ruhen alle Lasten des Geschäfts. Daß ich damit zurückgewiesen wurde, das hat mich gegen meinen Chef erbittert —“

„Uebereile nichts, man soll kein unreines Wasser fort-schütten, bevor man reines hat. Einfließen bist Du ja hier noch gut aufgehoben, der Commerzienrath wird Dir den Stuhl nicht vor die Thüre stellen. Also mitgehen kannst Du nicht?“

„Zeit noch nicht, ich werde auch nicht nachkommen können, da ich noch einige Briefe zu schreiben habe.“

„So sehen wir uns bei Tisch wieder,“ sagte Kurt ruhig, indem er seinen Hut nahm. „Ich will dann auch nicht länger stören. Aber bringe das väterliche Vermögen nicht bei Mama zur Sprache, Vorwürfe schaffen das Geld ja doch nicht zurück.“

„So flehlich bin ich nicht,“ erwiderte Walter mit einer geringschätzenden Geberde, während er dem Bruder die Hand bot. „Also Du entschuldigst mich?“

„Natürlich, zuerst das Geschäft und dann das Ver-gnügen!“ scherzte Kurt, und dem Bruder noch einmal zu-nickend, ging er hinaus.

„Ein schönes Vergnügen!“ sagte Walter leise, indem er das Haupt auf den Arm stützte und finstler vor sich hinblitzte. „Der Concuris ist nach meiner Anschauung unvermeidlich — und was dann? Ich bin der Erste, der seine Entlassung nehmen muß, und dieser Vanteroft ist durchaus keine Empfehlung für mich. Da werde ich lange nach einer neuen Stelle suchen können, und habe ich sie gefunden, so fängt die Pladerei von Neuem an.“

Er sprang von seinem Sessel auf und durchmaß das Zimmer mit großen Schritten.

„Dieses Leben hab' ich satt,“ brummte er, „wenn man so lange der gehorame Diener gewesen ist, will man endlich auch Herr werden. Fünftzig bis sechszigtausend Thaler treibe ich auf, vielleicht auch noch etwas mehr, die nötigen Vor-beretzungen müssen heimlich betrieben werden, und in einer großen Stadt verschwindet man leicht, wenn man den Namen ändert. Und was liegt mir daran, was die Leute sagen werden? Mama hätte besser mit unserm Gelde wirthschaften sollen, dann blieben mir die Mittel, ein eigenes kleines Bank-geschäft zu etabliren, mit dem ich bald auf einen grünen Zweig gekommen wäre. Also damit ist es nun auch nichts, und ich muß in anderer Weise für mich sorgen.“

Er war wieder am Fenster stehen geblieben, sein fahles Gesicht zeigte einen finstern, entschlossenen Ausdruck.

„Gewiß, es ist eine gefährliche Bahn,“ nahm er noch einmal sein Selbstgespräch auf. „Wenn ich verfolgt und er-griffen werde, dann kann ich durch die Zukunft einen Strich machen. Aber was erwartet mich hier, wenn ich diese Bahn nicht betrete? Man wird mir vorwerfen, ich habe dieses Ge-schäft zumitt, ich verleihe nichts und verdiene kein Vertrauen, man wird mir keine Gelegenheit mehr geben, das Gegenheil zu beweisen. Vogues la galere! Ich wage es, und ist das Glück mir günstig, dann habe ich mit diesem Schritt mir ein anderes, besseres Leben gesichert.“

Er setzte sich an den Schreibtisch, rastlos glitt die Feder über das Papier, nach einer halben Stunde lagen mehrere Briefe fertig coewertet und adressirt vor ihn.

Ein Jung an der Glockenschnur rief den alten Daniel in's Cabinet.

„Diese Briefe müssen sogleich fortgebracht werden,“ be-fahl der Geschäftsführer. „Ist die Kasse schon geschloffen?“ „Soeben ist Herr Müller fortgegangen,“ antwortete Daniel leise; „wissen Sie, daß er mit dem jungen Herrn Briefe wechselt?“

„Nein,“ sagte Walter überrascht. „Woher wissen Sie es?“ „Ich sah worhin auf dem Tischtisch einen Brief liegen, der an Herrn Theo adressirt war.“

„Ist dieser Brief Ihnen zur Beforgung übergeben worden?“

„Nein, Herr Müller selbst hat ihn mitgenommen.“ „Ach hätte gerne einen Blick hineingeworfen,“ sagte

Walter höhnisch, „Herr Müller scheint die Rolle eines Spions spielen zu wollen, das könnte ihm schlecht bekommen. Wissen Sie auch, daß er wegen des Kassendiebstahls auf Ihren Sohn Verbacht geworden hat?“

„Auf David?“ fragte der alte Mann bestürzt.

„Eine Versicherung, die er mit gegnerlicher fallen ließ, hat es mir verrathen. Eine Behauptung hat er nicht ausgesprochen, somit können Sie ihn auch nicht zur Rede stellen.“

„Aber wie kann er nur diesen Verbacht haben!“ fragte Daniel. „Mein Sohn hat sich immer brav geführt —“

„Ja, no, haben Sie die alten Geschichten schon vergessen?“ „Davon weiß Niemand etwas außer Ihnen und mir, und Sie verpacken damals Verschwiegenheit.“

„Ich habe mein Versprechen auch gehalten,“ erwiderte Walter ruhig, „aber da es sich um Kassendefecte handelte, so ist es sehr wohl möglich, daß Herr Müller dazzeit etwas erfahren hat. Sagen Sie ihm nicht, daß Sie seinen Verbacht kennen. Sie würden dadurch die Sache nur verschlimmern.“

„Muß ich nicht mein eigenes Fleisch und Blut gegen solchen Verbacht energisch verteidigen?“

„So lange dieser Verbacht nicht ausgesprochen ist, nein! Uebrigens will ich Ihnen offen sagen, daß der junge Herr nie mit jedem Tage schlechter gefäll. Er beißt draufon den noblen Herrn heraus und ich bin ihm schon mehrfach mit einer jungen Dame am Arme begegnet. Sie können schlimme Erfahrungs machen, wenn Sie die Zügel nicht strammer anziehen. So, nun bringen Sie die Briefe fort.“

Daniel Sturm ging mit schwandenden Schritten in sein Zimmer, das dicht an der Hausthüre lag, er fand seinen Sohn dann beschäftigt, aus einer Cognacflasche ein Glas zu füllen.

„Schöne Geschichten!“ brummte er ärgerlich, während er die Briefe auf den Tisch legte, um sich zum Ausgang umzukleiden.

David hatte das Glas ausgetrunken, er hielt bereits die Briefe in der Hand, deren Adressen er las.

„Wieso?“ fragte er gelassen. „Daß es mit uns hier Matthai am letzten ist, weiß ich längst —“

„Davon ist jetzt keine Rede!“ „Dann drücke Dich gefälligst deutlich aus.“

„Ich spreche von Deinem Vornehmtum und Deiner Geldbergdung!“

„Sieh da, hat Herr Wendstein Dir wieder einmal einen Floh in's Ohr gesetzt?“ spottete David. „Der Herr sollte an den Balken im eignen Auge denken —“

„Der Herr hat ganz Recht, wenn er mich darauf auf-merksam macht, daß es mit Dir ein schiefes Ende nehmen wird,“ polterte Daniel. „Du solltest nicht vergessen, was Dein Vater ist, und wie kümmerlich er sein Brot verdienen muß. Aus einem Spach wird niemals eine Lerche, und Du hast am allerwenigsten das Zeug dazu.“

David blickte mit seinen ruheloßen, stehenden Augen den Vater einige Secunden lang an, dann lachte er spöttisch.

„Das war ein schlechter Vergleich,“ sagte er achsel-zuckend, „ich werde meinen Weg durch die Welt schon finden.“

„Den findet Jeder, es fragt sich nur, wohin der Weg fährt. Wer in Deinem Alter schon mit jungen Mädchen —“

„Ah, das hat er Dir auch gesagt?“ „So laß mich doch zu Wort kommen! Wer ist das Mädchen?“

„Karoline, mit der ich schon als Kind gespielt habe,“ erwiderte David gleichgiltig, „sie dient als Kammerzoje bei der Frau Bauerband, und ich besuche sie dann und wann. Was ist weiter dabei?“

„Das Mädchen hat früher einmal gestohlen und deshalb im Gefängniß gesessen,“ fuhr der alte Mann auf; „ich ver-biete Dir jeden weiteren Verkehr mit ihr! Es ist schon ein schlimmer Verbacht auf Dich gefallen, Dein Umgang mit der Diebin könnte —“

„Welcher Verdacht?“ unterbrach David den Vater abermals. „Sprich ihn aus, ich will ihn wissen.“

„Der Dieb, der das Geld aus der Kasse gestohlen hat, ist noch nicht entdeckt, der verdächtige Schauspieler leugnet noch immer.“

„Und nun soll ich den Raub begangen haben?“ rief David entrüstet. „Wer hat das behauptet?“

„Behauptet noch Niemand! „Aber es ist davon gesprochen worden.“

„Wer hat es gesagt? Ich will den Lump kennen, der es wagt, mich zu verdächtigen! Ich frag' Dich so lange, bis Du mir's sagst, ich lasse meine Ehre nicht von Jedem antasten.“

„Unser Kassirer soll es geäußert haben, aber ich verbiete Dir, ihm ein Wort davon zu sagen,“ erwiderte Daniel. „Vertheiligen kannst Du Dich erst dann, wenn der Verdacht offen ausgesprochen wird. Denk an die alten Geschichten. Herr Wendstern würde Dir seinen Glauben schenken, und wenn er dem Herrn Commerzienrath das damals Vorgefallene berichtet.“

„Das darf er nicht, weil wir auch von ihm Manches wissen, was der Herr Commerzienrath nicht erfahren soll. Und weißt Du, was ich glaube? Daß der Kassirer selbst das Geld gestohlen hat! Es mag ihm un bequem sein, daß der Schauspieler nichts eingestehen will, nun sucht er einen Andern, auf den er Verdacht wälzen kann.“

„Herr Müller ist ein rechtschaffener Mann,“ braute Daniel auf. „Daß Du Dich nicht unteriehst, diese Vermuthung in Gegenwart einer andern Person auszusprechen!“

„Aber auf mir soll ich den Verdacht sitzen lassen, nicht wahr?“ spottete sein Sohn. „Du bist ja ein sehr liebevoller Vater, das muß ich gestehn! Und an die Zukunft denkst Du auch nicht; oder glaubst Du wirklich, die Herrlichkeit hier daure noch lange? Ich weiß das besser, es geht mit Menschenritten zu Ende! Und was dann, wenn wir dieses Haus verlassen müssen? Mußt dann noch der Verdacht auf mir, so kann ich mich vergeblich nach einer Stelle umsehen, und von Dir heißt es: mitgefangen, mitgegangen! In diesem Hause ist Alles faul, mag der Herr Commerzienrath auch den Kopf noch so hoch tragen, ich lasse mich nicht dadurch verblüffen, denn ich weiß ganz genau, daß die Briefe hier der letzte Versuch sind, den Bankrott.“

„Schweig!“ befahl der alte Mann zornig. „Es steht Dir nicht zu, über Deinen Principal in dieser Weise zu reden, Sorge nur, daß man von Dir selbst nichts Schlimmes sprechen kann. Und ich verbiete Dir noch einmal, mit der Diebin zu verkehren, damit nicht auch auf Dich das Sprichwort angewendet werden kann: Sage mir, mit wem Du umgehst, so jo will ich Dir sagen, wer Du bist!“

Er nahm die Briefe vom Tische auf und ging hinaus, Daniel lachte heiser und füllte das Cognacgläschen noch einmal, das Verbot des Vaters konnte seinen Entschluß nicht mehr erschüttern.

Bweites Capitel.

Eine Entdeckung.

In der Villa Bauerband herrschte seit der Verhaftung Hugos eine trübe Stimmung.

Die Liebe Berthas wurzelte doch tiefer, als Vertram Bauerband es geglaubt hatte, ihre entschlossene Erklärung, daß sie nur dem Manne, den sie liebe, ihre Hand reichen werde, mußte auf die Eltern einen verstimmden Eindruck machen.

Die „Gnädige“ hatte zwar auch eine glänzende Partie für ihr Töchter gewünscht, der Schauspieler wollte ihr nicht recht behagen, aber sie konnte doch auch nicht leugnen, daß die gewandten, höflichen Manieren des jungen Mannes und speciell seine schmeichelfhaften Huldbigungen ihr gefielen, und daß sie selbst sich in den Kreisen der vornehmen Gesellschaft nicht wohl fühlen würde.

Sie wollte es auch nicht ganz mit der Tochter verderben und den Frieden im Hause wahren, deshalb sprach sie weder für noch gegen den Schauspieler, sie nahm ihn weder in Schutz, noch verurtheilte sie ihn, und so verdarb sie es mit Beiden zugleich, mit der Tochter sowohl, wie mit dem Manne.

Vertram Bauerband war in der ersten Zeit fuchswild gewesen, er glaubte an die Schuld des Verhafteten, und zwar schon deshalb, weil er sie wünschte, um ihn für immer los zu werden. Er hatte die Beweiskette um ein wichtiges Glied vermehrt dadurch, daß er öffentlich behauptete, Hugo Widenbruch habe seine Tochter entführen wollen und aus diesem Grunde auch den Kassienbetrübliß begangen, im ersten Aufwallen seiner Leidenschaft beachte er nicht, daß er dadurch seine Familie in unliebsames Gerede brachte und den Spott seiner Bekannten herausforderte. Als ihm dies allmählig klar wurde, und er nun auch erkannte, wie sehr durch seine Behauptungen die Lage des Verhafteten verstimmt worden war, bereute er seine Unklugheit. Er erinnerte sich jezt, daß Hugo der Sohn seines besten Freundes war, und als er nun nochmals über seine letzte Unterredung mit ihm nachdachte, gefiel ihm das feste, energische Auftreten des jungen Mannes, der sich durch Drohungen nicht einschüchtern ließ und aller Hindernisse ungeachtet das Wort einlösen wollte, das er der Geliebten verpfändet hatte. Aber von dieser Veränderung in seinen Gesinnungen sagte er den Seinigen nichts, es war ja noch immer unentschieden, ob Hugo den Diebstahl begangen hatte; wurde er verurtheilt, so konnte natürlich von einer Verbindung mit ihm nie mehr die Rede sein, und Vertram Bauerband behielt alsdann in seinem Urtheil über den „Glücksritter“ Recht.

Der Maler Widenbruch war noch immer in der Villa beschäftigt. Das große Porträt Bauerbands hatte allgemein gefallen, es war viel und nur Gutes davon geredet worden, der kleine Mann mußte nun auch die Gnädige malen, und als auch dieses Bild in der Kunstausstellung gefiel, erhielt er den Auftrag, Bertha zu malen, die nur mit Widerstreben sich diesem Wunsche des Vaters hingab.

Die Angelegenheiten seines verhafteten Neffen kamen selten in Gegenwart des Malers zur Sprache; gefehlt es, so schwieg er, oder er gab ausweichende Antworten. Er selbst konnte sich kein Urtheil darüber bilden, und da die Ansichten in der Villa sehr getheilt waren, so hielt er es für das Rathsamste, zu schweigen und die Dinge ihren Gang gehen zu lassen.

Inzwischen hatte David Sturm mit der Kammerzofe der Gnädigen innige Freundschaft geschlossen, er kam fast täglich heraus, um mit ihr zu plaudern, und er stand auch heute wieder trotz des Verbotes seines Vaters vor dem eisernen Gitterthor, um sie zu erwarten. Das Dienstpersonal konnte ihn längst, er hatte es verstanden, sich das Wohlwollen desselben zu erwerben, der Kuttscher, der ihm das Thor öffnete, führte ihn in's Gesindezimmer.

Karoline war noch im Vordoir der Gnädigen beschäftigt, die Mägde wirthschafteten in der Küche, die Beiden befanden sich allein in der Gesindekammer.

„Sie kommen heute früh,“ sagte der Kuttscher, während er aus einem Wandschrank eine Flasche holte; „das Geheute in der Stadt kann noch nicht geschlossen sein.“

„Ich bleibe auch nicht lange,“ unterbrach David ihn, „wir haben keine Kontrolle mehr in unserem Hause, es geht Alles drunter und drüber, da darf man sich schon Vieles erlauben.“

„Ist es schon so weit?“ fragte der Kuttscher mit einem lustigen Augenzwinkern.

„Sagen Sie nichts, aber geben Sie Acht, was die nächsten Tage bringen werden. Herr Bauerband wird sich freuen, daß er mit unserem Hause nicht mehr in Verbindung steht.“

„Wir haben längst einen andern Banker.“

„Ich weiß, und Sie dürfen mir glauben, daß der Com-
merzienrath sich jetzt darüber ärgert; das Geld des Herrn
Wauerband könnte er nun gut gebrauchen.“
„Kann's mir denken,“ spottete der Kutischer, die Gläser
füllend, „ich hab' zwar noch nicht viel gehört, aber wenn
das wahr ist, was die Leute sagen, dann wird's ein Stadt-
scandal werden, wie er selten erlebt worden ist. Und was
sagen Sie dann an?“

David hatte noch keine Zeit gefunden, die Frage zu
beantworten, als Karoline eintrat.

„Der Wagen soll vorfahren, Johann,“ sagte sie, „die
Gnädige will in's Theater.“

„Nur sie allein?“ fragte der Kutischer.

„Der Vater ist noch beim Herrn, und das Fräulein
hat keine Lust.“

„Dann sollte auch die Gnädige zu Hause bleiben,“
brummte der Kutischer, während er hinausging.

(Fortsetzung folgt.)

Die Wäiblingen!

Zwei deutsche Kaiserbilder.

(Mit Portrait.)



I. Friedrich Barbarossa.

Der Nachfolger Konrads des Dritten hatte als deutscher
König unter den damaligen Umständen einen schweren
Stand. Denn Konrad, obwohl er sich, wie seine
Vorgänger auf dem deutschen Thron, römischer Kaiser
nannte, hatte es dem Papste gegenüber nicht durchsetzen können, seinen
Zug nach Italien zu thun und in Rom gekrönt zu werden. Er war
gegen die Weillustigkeit Niels zu demüthigen gewesen und hatte sie in Folge
dessel nun so herrschsüchtiger gemacht. Es war so weit gekommen, daß
man ihm, als dem ersten deutschen Könige, die persönliche Aufreißung
eines Kreuzzuges zumutete, und daß er auch wirklich diesen schon in
seiner unglücklichen und nutzlosen Zug unternahm. Er war dadurch
von dem viel bringenderen „Königstum“ abgelenkt worden und die
Autorität des deutschen Königs in Italien war gänzlich untergraben.

Auch im Innern war das deutsche Reich zertrütert besonders durch
die heftigen Streitigkeiten zwischen „Welfen“ und „Wäiblingen“, d. h.
zwischen der Partei des welfischen und der des schmächtigen Hauses.

Konrad III. selbst schlug, Verbund, den Schwabenherzog Friedrich
Kothbart zu seinem Nachfolger vor und einstimmig wurde Friedrich
von den in Frankfurt versammelten Reichshänden am 4. März 1152
zum deutschen König gewählt. Die hohen Fähigkeiten des Kothbarts
wurden allgemein anerkannt: er war tapfer, unterrichtet, verständig und
charakterist. Als „Wäiblinger“ wurde er gleich Anfangs die Welfen
dadurch zu verstehen und an sich zu fesseln, daß er Heinrichs des Welfen
Ansprüche auf das Herzogthum Bayern, welches Kaiser Konrad III.
unrechtmäßig seinem Vater abgenommen hatte, anerkannte und durch
Reichsversammlungen zu Goslar und Regensburg diese Ansprüche be-
festigen ließ.

Friedrich Barbarossa belehnte Heinrich den Löwen mit dem in-
zwischen an Oesterreich gekommenen Herzogthum Bayern, wodurch
Heinrich einer der mächtigsten deutschen Fürsten wurde. Dagegen er-
hob Friedrich die Markgrafschaft Oesterreich zu einem Herzogthum, wo-
durch es von Bayern unabhängig wurde.

Nun konnte der tapfere und kluge Kothbart im Jahre 1154 mit
Erfolg seinen Zug nach Italien antreten. Heinrich der Löwe leistete ihm
dabei Vorgesellschaft; Welfen und Wäiblinger kämpften Seite an Seite.
Auf dem rontalischen Gefilde hielt er zum ersten Male Gericht in Ita-
lien'schen Angelegenheiten. In Pavia gab er sich die italienische Krone
auf und zog dann nach Rom.

Einige Päpste hatten es zur Gewohnheit gemacht, daß die nach
Italien kommenden deutschen Könige dem Papste den Steigbügel halten
mußten, — Friedrich weigerte sich im kirchlichen Selbstbewußtsein dieser
demüthigenden Handlung und führte nur der Papst an der Hand in
sein Zell. Gregorius IV. war darüber so wütend, daß er das Lager
wieder verließ, und erst als sich Friedrich I. wirklich zu der verlangten
Ehrenbezeugung verband, ließ der Papst sich befänstigen.

Seit langer Zeit hatten Senat und Volk in Rom mit den Päpsten
Differenzen, indem jene behaupteten, der Papst sei nur römischer Bischof
und alle weltliche Gewalt in Rom gehöre dem Volke. In diesem Sinne
saubten denn auch der Senat und das Volk dem König Friedrich III.
Gehörnde entgegen und ließen ihm unter der Bedingung, daß er ihnen
volle Unabhängigkeit garantire, die Kaiserkrone antragen.

Friedrich Barbarossa lehnte diesen Antrag ab und ließ sich in der
üblichen Weise vom Papst in der Peterkirche krönen. Die Römer
machten einen Angriff auf das Lager Heinrichs des Löwen, wurden
jedoch zurückgetrieben.

Für dies Mal trat der gekrönte römische Kaiser den Heimzug an.
Unterwegs brachte er die Veroneser zum Geborlan, welche ihm auf
Anstiften der rachsüchtigen und stolzen Mailänder den Durchzug ver-
weigert hatten.

Obald der mächtige Gebieter den Klüden gewendet hatte, wurden

die Italiener wieder rebellisch. Auch der Papst zeigte sich unzuverlässig,
sahnte ihm ein Schreiben, worin der Ausdruck vorkam: „insigne co-
ronae benedicimus tibi contulimus.“ Darüber, daß der Papst es
wagte, das deutsche Reich als Lehen des römischen Stuhles und die
Leibetragung desselben an Friedrich als ein päpstliches Beneficium zu
bezeichnen, war der Kaiser so entsetzt, daß er die päpstlichen Ge-
sandten sofort mit Heringsalzung zurückschickte und die deutschen
Reichshände von dem Vorgesagten unterrichtete. Alle weltlichen Stände
traten auf seine Seite. Der Papst fürchtete eine zweite Romfahrt und
sahnte abermals einen Legaten an den Kaiser nach Augsburg, durch
welchen er sein erstes Schreiben dahin erläutern ließ: benedicimus solle
nur bonum factum bedeuten und von päpstlicher Lehns Herrlichkeit solle
nicht die Rede sein.

Für diesmal war der Miß Scheinbar gebillt und das Steigbügel-
halten weggemacht. Da aber die Mailänder immer frecher wurden und
immer mehr Bundesgenossen für ihre Empörung warben, brach Fried-
rich I. in Begleitung vieler Reichshände zum zweiten Male nach Ita-
lien auf. Brescia widersetzte sich und mußte sich dem Kaiser ergeben,
auch zur Abwendung drohender Wünderung eine hohe Beilsumme er-
legen. Die Mailänder wurden für Rebellen und Feinde des Reichs
erklärt, nach langer Belagerung nöthigte sie der Hunger zur unbedingten
Ergebung. Der Kaiser befahl, daß die gesammte Stadtbevölkerung in
einem öffentlichen Aufzuge in seinem Lager vor ihm erscheine, um Ver-
zeihung bitten, den Eid der Treue schwören und die Stadt ansöhnliche
Einträge erheben. Dies geschah.

Furcht vor der Generale des Kaisers ergriß ganz Italien. Auf
dem rontalischen Felde erschienen auf Befehl vor ihm die italienischen
Fürsten und Stände, der Kaiser hielt Gericht, verurtheilte den Land-
frieden und ließ ihn beschwören. Dies geschah gegen Ende 1158. Zu
Anfang des folgenden Jahres gerietten mehrere mächtige Städte Oer-
italiens wieder in Empörung, Friedrich zog heron, Cremona wurde be-
lagert, eingenommen und fast ganz zerstört, Mailand 1162 geplündert
und verbrannt.

Die Empörer hatten sich auf Lufstände gehüßt, welche nach Papst
Hadrians Tod mit der Papstwahl zusammenhingen. Die dem deutschen
Reiche feindliche Partei setzte einen Papst durch, welcher gegen Friedrich I.
eine feste Stellung einnahm (Alexander III.), während die zur Nach-
giebigkeit geneigte Partei den vorshälischen Victor III. wählte. Nun
gab es zwei Päpste, die sich gegenständig und deren einer, Alexander,
den Kaiser in den Bann that, indem er zugleich die Mailänder aus-
wegelte und sich auf Frankfurt flüchtete. Auf einer Kirchensammlung zu
Toulouse ließ er sich als Papst befähigen. Friedrich veranfaßte
eine Reichsversammlung und ein Conclil zu Saint Jean de Lene, wo
Victor befehligt und Alexander in den Bann gekhan wurde.

Ein Glück veranfaßte Alexander mit dem Kaiser und seinem Gegen-
pappe auf einer erneuten Kirchensammlung zu Tours.

Selbst als Victor III. farb, sagte sich Barbarossa dem Papste
Alexander nicht, sondern ließ Pafchalis III. wählen. Das heßliche
Spiel zwischen den zwei Gegenpäpsten begann von Neuem. Alexander
wegelte ganz Italien gegen den Kaiser auf, Leybter brachte alle deut-
schen Reichshände auf seine Seite und zog mit einem starken Heere
wieder nach Italien. Die Städte der Lombardie hatten schwere Klagen
gegen die kaiserlichen Beamten, welche Friedrich nicht in ihrem Sinne
abstellte. Sobald sich der Kaiser entfernte, erhob sich die ganze Lom-
bardie gegen ihn. Papst Alexander überderte die Empörung, indem er
den Kaiser abermals in den Bann that und seiner kaiserlichen Würde
entsetzt erklärte.

Nun zog Friedrich Barbarossa mit seiner ganzen Macht nach Rom,
er belagerte die Stadt und eroberte dieselbe. Die Römer erkannten
Pafchalis als rechtmäßigen Papst an.

Da aber kam die fürchterliche Pest und machte alles Glück des
Kaisers zu nichts. Die Häfte seines Verrees, nebst vielen kirchlichen
Personen fielen der Seuche zum Opfer. Der Kaiser mußte vor ihr
aus Rom weichen. Da aber die Lombarden seine Schwäche erkannten,
griffen sie ihn mit aller Macht an und der eide Kaiser mußte 1168
fast fliehend nach Deutschland zurück.

Als nun Papst Sixtus III. starb, hätte Friedrich sich mit Alexander vereinigen können, er that es aber nicht, sondern ließ ihm Coligt III. entgegen, der sich aber nicht bequamen konnte, weil ihm die heroischen Eigenschaften seines Gegenpartners völlig abgingen. Da Alexander ganz Italien gegen den Kaiser aufbrachte, veranstaltete Letzterer eine Reichsversammlung zu Worms, in welcher ein Heerzug nach Italien beschließen wurde. Dieser sollte jedoch erst nach 2 Jahren ausbrechen, bis dahin mußte der Kaiser sich abgeben.

Anfangs September 1174 trat er mit einem großen Heere diesen fünften Zug an. Diesmal aber kam der weltgeschichtlich gewandene Moment, das Heinrich der Löwe, der mit einer feierlichen Schaar — fast der Hälfte des Heeres — den Kaiser begleitete, sich plötzlich vom Kaiser trennte, obwohl dieser ihn förmlich um seinen Beistand bat. Der Kaiser verlor in Folge dieses Vorfalles mit seiner geschwächten Armee die Schlacht bei Legnano gegen die Italiener, die weit stärker waren. Er selbst hätte tapfer an der Spitze seiner Truppen gekämpft, konnte sich indeß nicht halten und fast sein ganzes Heer ging zu Grunde.

Nun sah der Papst den Zeitpunkt gekommen, auf den er lange gelaunt hatte: den folgen Kaiser zu demüthigen. Friedrich mußte seine Vermittelung unter harten Bedingungen annehmen: er hielt seinen Einzug in Venedig, aber an der Spitze der Wirkliche erwarbte ihn der Papst, Barbarossa mußte ihm die Fäße küssen, dagegen ertheilte ihm Alexander den Friedensschluß und um Altar den Segen der Kirche.

Die deutschen Fürsten, welche Zeugen dieser Scene waren, suchten vor Horn und begeizten ihren Unwillen, als der Papst den Kaiser absichtlich beim Fußfaß etwas lange liegen ließ, ehe er ihn aufreichte ließ. Der Kaiser schloß mit dem Papst einen „einigen Frieden“, erlante diesen als das rechtmäßige Haupt der Kirche an und erklärte, den auf seinen Betrieb gewählten Coligt III. nicht mehr unterstützen zu wollen. Dagegen verpflichtete sich Alexander unter anderem, des Kaisers Sohn Heinrich als einen römischen König anerkennen zu wollen.

Friedrich II. setzte nun nach Deutschland heim und rächte an Heinrich den Römern alle ihm zugefügte Schmach, als deren Ursache er ihn betrachtete. Um Gründe handelte es sich zwischen ihm und dem mächtigen Feindesgenossen um Rhein und Dan: Friedrich Barbarossa hatte sich geweigert, dem Römern die Markgräflischen Güter in Toskana zurückzugeben, mit denen einst Ethar II. dessen Vater Heinrich den Großmächtigen belehnt hatte, während der Kaiser diese Güter nun für sich zu behalten wünschte. Papst Alexander ihm auch im Friedensvergleiche dieselben zugehenden hatte. Dagegen muß man aber auch in Betracht ziehen, daß der Kaiser dem Römern das Herzogthum Bayern überlassen hatte, der Welfe ihm also viel verdante.

Der Kaiser ließ den tropigen Sachen zu dreien verschiedenen Malen vor Reichsversammlungen laden, damit er sich wegen schänden Verlebens der Kaiserlichen Sache verantworten, und da Heinrich sich nicht einfinden, wurde seiner Stelle ernstet und in die Reichsstadt erklärt. Als Vogelfreier mußte der Hof für sich sein Band verlassen. Der Kaiser übertrug Bayern an den Erbkönig Otto von Wittelsbach, Ernenn und Bestellen gab er dem Erbkönig Otto von Wittelsbach, wurde Eric Reichsfürst, das Herzogthum Sachsen erhielt Bernhard von Meißen, der Sohn Albrechts des Bären. Verschieden dem Kaiser nicht und freundlich gefasste gewisse Reichsfürsten einen andere Sinne des weiten Gebietes bestimmt an sich. Wenig man theilte sich factisch in die Haut des gesunden Römern, der bei seinem Schwiegervater, dem König von England, Zuflucht suchen mußte.

Drofen war einer der besten Geschichtschreiber der deutschen Nation und er hat wohl nationaler Werte geschaffen: sein „Leben Karls von Barmburg“ seine „Geschichte der preussischen Politik“ sind Muster historischer Darstellung. Er hat auch wahr gefritten für die Befreiung seines eigenen Vaterlandes Schleswig-Holstein von der dänischen Oberherrschaft, durch wirksame Broschüren, durch die „Geschichte der dänischen Politik“ gegen die Herzogthümer Schleswig und Holstein und durch persönliche Theilnehmung an den die Lösung vorbereitenden Schritten. Drofen war auch ein sehr thätiges Mitglied der Akademien der Wissenschaften in Berlin und einer der gelehrtesten akademischen Vorleser. Mit Recht sagt ein in „Berliner Tageblatt“ erschienenem biographischer Nachruf in dieser Richtung: „Der diese Bestalt mit dem scharf gezeichneten Gesichtszügen und den kurzen, aber militärisch regelmäßig geordneten Haaren, diese Verkörperung der preussischen

Im Jahre 1183 unternahm Barbarossa seinen sechsten Zug nach Italien, wobei er mit den lombardischen Städten einen Frieden zu Constanz schloß. Im Jahre 1185 schloß der Kaiser die Vermählung seines Sohnes Heinrich, des deutschen Königs, mit Constanca, Tochter des Königs von Sicilien, wodurch endlich die Verbindung Siciliens mit dem Hause Hohenstaufen herbeigeführt wurde, nur daß sie später auch zum Untergange des letzteren gereichte: denn die Päpste, denen die hohenstaufischen Kaiser durch diese Verbindung in Italien zu mächtig wurden, ruhete nicht eher, als bis das ganze Haus verlit war.

Zu bemerken ist, daß Friedrich Barbarossa seinen Sohn Heinrich schon in dessen fünften Lebensjahre zum deutschen König wählen ließ und daß Letzterer bei seiner Vermählung mit der Prinzessin Constanca sechsundzwanzig Jahre alt war. Der Kaiser, dem felt dem mit den Italienern geschlossenen Frieden alle Unternehmungen abgingen, ging im Gefühl seiner Machtvollkommenheit gerne so weit, seinen Sohn noch bei eigenen Lebzeiten als Kaiser anerkennen und ihm seinen Thron lassen zu wollen. Dies schlug ihm der Papst rundweg ab, indem er allerdings mit Recht erklärte, es könne nicht zwei die Krone tragende römische Kaiser geben, der Vater müsse sie zuvor niederlegen. Dazu fand sich Barbarossa nicht bereit, aber die Krone sollte ihm bald vom Haupte fallen. Er hatte sich durch den Fall Jerusalem an den mächtigen Sultan Saladin, durch den Mord der Christen in Palästina und durch das Abbringen der hohen Geistlichkeit bewegen lassen, einen Kreuzzug in Person anzuführen. Im nun während seiner Abwesenheit vor dem in der Ferne tohlenden Heinrich dem Löwen sicher zu sein, kam er diesem etwas entgegen, er wollte ihm in seine Länder wieder einziehen, doch sollte ihm der Löwe entweder nach dem Orient begleiten, oder mit seinem ältesten Sohne noch auf weitere drei Jahre Deutschland verlassen. Der stolze Löwe zog das Letztere vor und ging wieder in's Exil. Der Kaiser handelte in diesem Falle nicht ganz edel, nur großmüthig, denn wenn er den Löwen zurücksetzte, mußte er doch die mit dessen Leiden Verlehten erst wieder außer Welfe sehen. In beiden Richtungen war sein Verfahren willkürlich.

Ehe dann Friedrich seinen Kreuzzug antrat, erließ er einen „Friedensbrief“, worin er die Aufrechterhaltung eines allgemeinen Friedens bei schweren Strafen gebot. Dieses Gebot sollte künftig Reichsgesetz sein. In Folge dessen verließen mehrere vornehme Herren und Fürsten in die Strafe des Hüntragens.

Im Jahre 1189 trat der große Kaiser seinen Zug an. Derselbe war, wie der Konrad's III., unglücklich vom Anfang an. Mit unangenehmen Mähen, Hunger, Elend, Unreue hatte Barbarossa zu kämpfen. Dennoch wider seiner jäher Stubbauer und Tapferkeit dieleicht der endliche Sieg zugesellen sein, wenn das innere Verhängnis es nicht anders über ihn beschloßen hätte. Der Kaiser fand schließlich im Fluße Saleph, in Seleucien, seinen Tod am 10. Juni 1190.

So wenigstens geht die Sage. Historische Gelehrtheit über die Art des Endes Barbarossas besicht nicht, deswegen feste sich auch im deutschen Volke, das den Schmerz nicht fassen konnte, den tapfersten, charakterfestesten, majestätischsten, mächtigsten und großmüthigsten Kaiser auf immer verloren zu haben, die wunderbare Mär felt, der Kaiser sei nur irgendwo verborgen und komme eines Tages wieder. Später erhand die Sage, der edle Barbarossa schlummere im Innern des Hohenstaubens und werde wieder den Thron bestiegen, wenn das Reich wieder erstanden sei.

Das Reich ist wieder erstanden und Barbarossas Andenken wird noch heute gefeiert. (Schluß folgt.)

Der Geschichtschreiber Johann Gustav Drofen.

Am 19. Juni starb in Berlin der Professor der Geschichte an der Universität daselbst, Johann Gustav Drofen. Er hatte sich seit einigen Tagen etwas unwohl gefühlt und am schwarzen Breite sich einige Tage dem dringenden Rathe der Aerzte folgend, seine Vorlesungen über die Geschichte von 1600—1648 einstellen mußte, daß er jedoch nach dem großen Universitätsfeste seine Thätigkeit wieder aufnehmen konnte. Die Vorlesung, welche über die Geschichte des Menschen entschied, hatte anders über dem sechsundsechzigjährigen Greis beschloßen: sie reichte ihm ein in die Zahl der Unsterblichen, deren Geist unter den Menschen fortlebt in guten Werken.

Drofen war einer der besten Geschichtschreiber der deutschen Nation und er hat wohl nationaler Werte geschaffen: sein „Leben Karls von Barmburg“ seine „Geschichte der preussischen Politik“ sind Muster historischer Darstellung. Er hat auch wahr gefritten für die Befreiung seines eigenen Vaterlandes Schleswig-Holstein von der dänischen Oberherrschaft, durch wirksame Broschüren, durch die „Geschichte der dänischen Politik“ gegen die Herzogthümer Schleswig und Holstein und durch persönliche Theilnehmung an den die Lösung vorbereitenden Schritten. Drofen war auch ein sehr thätiges Mitglied der Akademien der Wissenschaften in Berlin und einer der gelehrtesten akademischen Vorleser. Mit Recht sagt ein in „Berliner Tageblatt“ erschienenem biographischer Nachruf in dieser Richtung: „Der diese Bestalt mit dem scharf gezeichneten Gesichtszügen und den kurzen, aber militärisch regelmäßig geordneten Haaren, diese Verkörperung der preussischen Mähterheit und Pflchtstreue, das Katheder bestiegen sah, ver sprach sich nicht jene belebende Einwirkung des gesprochenen Wortes, welches wie ein elektrisches Fluidum zwischen Docenten und Zuhörern hin- und herströmt und beide in eine enge geistige Verbindung bringt. Und in der That konnte man sich nur langsam über ihn verständig in seine Art finden, welche vom ersten Augenblick an die strengste Zusammenschaltung der geistigen Mähtigkeit gebieterisch erbeizte. Aber sich aber einmal an seine strenge wissenschaftliche Methode gewöhnt hatte, er grub mit wachsendem Kraftgefühl aus dem harten Felssteine den Vortrage der Goldkörner historischer Erkenntnisse. Wenn er der heranwachsenden Jugend die Geschichte des preussischen Staates, seines Verbens und Wachstums in scharf umrissenen Bildern gab, wenn er die Vaterlandsliebe des Menschen in scharf umrissenen mäßigen Bildern eines Friedrich in kräftigen Worten schilderte, wenn er so die edelsten Beispiele vaterländischer Tugenden vor dem aufstrebenden jungen Geschlechte entrollte, dann war ihm eine überzeugende Vereinfachung eigen, die des rhetorischen Fünftes wohl entbehren konnte. Wer als Schüler zu seinen Füßen gesessen, dem schmeckte echter Patriotismus, innige Liebe zur Heimath und zu ihren großen Männern die Brust, der füllte sich angefeuert zur Wachseiferung jener herrlichen Erscheinungen, an denen die preussische Geschichte so reich ist. In diesem Punkte war auch das Leben und Wirken Drofens eine patriotische That, die man immer vergessen sollte.“

Johann Gustav Drofen war am 20. Juli 1808 in Treptow in

Pommern geboren, wo sein Vater Prediger war. Auf dem Gymnasium in Stettin, wo namentlich der als Dichter und Geschichtschreiber bekannte Ludwig Giesebrecht sein Lehrer war, trat seine glänzende Be-

mit Kunst und Wissenschaft, hörte Hegel, trieb Alterthumswissenschaft, dichtete und war ein Mitglied des Wendelsohn'schen Kreises und Zuhörerfreund des eben hervortretenden Jelling Wendelsohn-Bartholdi. Aus



Der Einbruch der Vandalen. (Zegt siehe Seite 730.)

fähigung, seine sprühende Lebhaftigkeit und ein künstlerisches Talent schon deutlich genug hervor. F. Kugler war sein Mitschüler und inniger Freund. Auf der Universität Berlin beschäftigte er sich gleichermassen

einem gewissen philosophisch-hellistischen Treiben erhob er sich allmählich durch den Zauber, den Leopold Kantes Vorträge und Bücher auf ihn übten, zu einer lebhaften Beschäftigung mit Geschichte. 1831

promovirte er über Holomäd VI. Lagi und ward bald Lehrer, zuerst am Joachimsthalschen Gymnasium, dann am grauen Kloster, wo er seines außerordentlich lebhaften Vortrages wegen von den Schülern wahrhaft geieiert wurde. 1832 erliefen eine dreifache des Geschichtes (2. Aufl. 1841), mehrere Jahre später eine Uebersetzung des Geschichtes die ungenaeine Russen machten. Die Historiker ärgerten sich über die poetische Art des Uebersetzers, der im Anschluß der geistigen Kämpfe seiner Zeit dem Schicksal und Helden dem griechischen Dichter unterlegte und in den geistreichen Einleitungen überall Parallelen zwischen unterlegte und in Berlin heimisch, und so erntete auch 1839, wenig. Aristophanes mehr Beifall, als irgend eine der früheren. 1833 erliefen seine „Geschichte Alexanders des Großen“, seit 1836 die der Nachfolger Alexanders, die „Geschichte des Hellenismus“ (Hamburg und Götta, 2 Bde. 1836—43). Ueberall machte sich, wie in der Form der Einfluß Randes, so in der Auffassung die Einwirkung der Hegel'schen Geschichtsphilosophie geltend, überall Kühn, geistreiche Construktionen, nicht immer mit den nöthigen Beweisen aus den Quellen, aber eben neue ungehörte Gesichtspunkte aufzustellen und darum allenfalls anregend. Bereits früher an der Universität habilitirt, war Droysen seit 1835 außerordentlicher Professor der Geschichte, hielt unter großem Zulauf Vorlesungen über alte Geschichte, griechische Literaturgeschichte, und dergl. 1839 ward er als ordentlicher Professor nach Kiel berufen. Obwohl auch hier noch auf dem Gebiete der alten Geschichte thätig, wie außer der Fortsetzung seiner Geschichte des Hellenismus aus den Werken „über die hellenischen Colonien“, „über die Reichthier der Hellenen in Demosthenes' Rede vom Kranz“, „Atheniens und die schwebende Trilogie“ und verschiedenen gelehrten Aufsätzen in der Zeitschrift für Alterthumswissenschaft und Adolf Schmidts Zeitschrift für Geschichtswissenschaft etc., wandte er sich immer mehr aus neuen und neuesten Geschichte und hielt unter Zuzugabe der ganzen Literaturwelt und der halben Stadt Kiel Vorlesungen über die Geschichte der Freiheitskriege, die er alsdann 1845 und 1846, 2 Bde. Kiel, drucken ließ. An der schleswig-holsteinischen Agitation nahm er der lebhaftesten Theil, auch sprach er sich häufig in einer Broschüre aus. Eine andere Broschüre von ihm, „über das Patent vom 3. Februar 1847“ machte gleichfalls viel Aufsehen.

Nach Ausbruch der deutschen Revolution ging er zunächst in Aufträgen der Statthalterei nach Paris, alsdann als Vertrauensmann zum Bundesrat. Darauf ward er als Mitglied zur Nationalversammlung erwählt, und war hier, trotz seines pflanzen-den Medaillen, zwar nie als Redner, dagegen als Mitglied und

Schriftführer des Verfassungsausschusses sehr thätig. Er stimmte ganz mit der Oegert'schen Partei, schied mit ihr aus der Versammlung und regte mit in Götta. Nach Kiel zurückgekehrt, veröffentlichte er die „Verhandlungen des Verfassungsausschusses der Nationalversammlung“, und in Gemeinschaft mit Sommer die „Geschichte der dänischen Politik gegen die Herzogthümer Schleswig und Holstein von 1815—1848“ (1849), welches Werk rasch drei Auflagen erlebte und in mehrere fremde Sprachen übersetzt ward. Droyzen war Mitglied der Landesversammlung von Schleswig-Holstein und stimmte hier in der verhängnißvollen letzten Sitzung mit Graf Reventlow. Widaels 1851 ward er, der jedenfalls wenige Monate später das Schicksal seiner zehn Kollegen zu theilen gehabt hätte, als ordentlicher Professor der Geschichte nach Jena berufen, um bei noch Hannover als Archivrat und Historiograph abgegangenen Schaumann zu ersetzen. Bald füllten sich die lange verlassenen aewesenen historischen Ereignisse wieder; durch die Stiftung eines historischen Seminars suchte er auch zu ernsteren historischen Studien hinzuleiten, aus eigenen Mitteln gründete er einen Preis, der alljährlich der besten eingereichten Bearbeitung einer von ihm gestellten Preisfrage bei Gelegenheit der öffentlichen akademischen Prüfungsbeurteilung zu Theil ward. Der Großherzog von Weimar ertheilte seine Bewilligungen durch den Hallenorden. Einträge nach Erlangen und Königsberg schlug er aus. 1851 erliefen sein „Leben des Feldmarschalls Gerasen Josef von Werthenburg“ (3 Bde., Berlin), das, meist auf Familienpapiere und an Ort und Stelle zusammengetragene Nachrichten baist, durch die vollendete und Stelle zum Gedächtnis der eigenen Feldzüge zur lebendigen Anschauung gebracht wird, durch glänzende Schlußreden und tiefe Einsicht in die damals obwaltenden politischen Verhältnisse zu den besten Biographien gehört, welche die deutsche Literatur aufzuweisen hat. Seit 1854 begann dann Droyzen sein sehr voluminös angelegtes Werk „Geschichte der preussischen Politik“. Der Verfasser befreit sich darin nachzuweisen, wie die Hohenzollern schon frühzeitig, bald unbewußt und bald bewußt, theils durch eigenen Entschluß getrieben, theils durch die Macht der Verhältnisse gezwungen, Anstalt machten, die Erbkrone des deutschen Kaiserthums anzutreten, seitdem dieses über seine Vordereinteressen die nationaldeutschen Interessen ganz und gar zu vergessen anfing.

Im Jahre 1855 erfolgte seine Berufung an die Universität Berlin, und hier entfaltete er, sowohl durch sein großes Hauptwerk über die preussische Politik und ihre erlauchten Vertreter, wie durch seine akademische Lehrthätigkeit den hochzuschätzenden Einfluß auf die Bildung der Nation, der noch lange nachwirken wird.

Der Einbruch der Vandalen.

Eine Erzählung in Gellerts Manier.

(Mit Illustration.)

Ein Jünger jener edlen raphaelischen Kunst —
Ob er ein Meister war, vermag ich nicht zu sagen,
Doch sah ich nimmer, daß er die Natur verkannt —
Sag aus, die schöne Flur in Farben aufzutragen.

Entzückt verwüllte er an einer Wiese Rand,
Es waltete der Kenz in feierlicher Stille
Und streute Blumen aus mit unsichtbarer Hand;
Kampferdörben schälten und lelse strep' die Grille.

Sein Auge schweifste wonnestrunknen rings umher,
„Ater,“ rief er jubelnd durch die grünen Auen,
„Aß des verlorenen Paradieses Weiberkehr,
Ater, holde Aulse, laß uns Hüften haunen!“

Er schickte sich zum Werke seiner Kunst mit Fleiß
An einem Bretterpaar in einer dicken Schattē
Und malte emsig auf gespannter Leinwand weiß
Ein fernes Dörflein, eingefaßt von grünen Matten.

Da plötzlich schlägt's wie dampfendes Aharuclen an sein Ohr
Und sonderbar fühlt er den Boden fernher Hampfen,
Und aus der Fahrt bricht der Vandalen Schaar hervor,
Breißflüchtig, kurz gehört, und ihr Klüffern dampfen.

Ein Jüger Schreck reißt ihn aus dem idyll'schen Traum,
Das Heer der Feinde dringt heran mit getimmem Toben;
Durch rasches Klettern rettet er sich kaum,
Und nur sein Bildwerk hält er hoch erhoben.

Dem wilden Strome gleich wogt das gehörte Vöth
In Lünftlers Paradies — Ich kann's so rasch kaum dichten —
Und brüllend eilt es, wie er auch darwischen schrie,
Aß sein Geräch mit wach'gen Wetten in verlichten.

Verträummert, alt, fällt mit Gedäch die Staffelt,
Gespalt'ne Aulse schlenndert fort Palett' und Pfafel,
Von Wunden klaffend liegt der Sonnenschein dabel
Und kläglich tönt des Farbenkastens Wehgeschrei.

Dampf grollend schreitet der Tyrann von Bovis Stamm,
Der starke Bulle, auf die Stätte der Vernüfftung,
Und drohend glöht er nach des Künstlers Arien, die klamm
Ghanz sich ziehen auf der morschen Planke Brüstung.

Doch endlich steigt gerettet der auf's Erämmerfeld,
Als die Vandalen weiter rasend es verlassen,
Und denkt: „So geht's dem Künstler immer in der Welt,
Wenn Ohsen sich mit Kunstthetik befaßen!“

H. Lehmann.

Kurzes Glück.

Erzählung von Fr. Wichmann.

In einer kleinen, unmuthig im Gelbige gelegenen Dörfchaft
konnte man an jedem Sonn- und Feiertage eine durch ihre
eigenhümliche Schönheit auffallende Widdegestalt unter der

andächtigen Gemeinde, die der Gottesdienst in dem reich ge-
schmückten Kirchlein versammelte, bemerken.

Ihr schlanker Körper war stets von einem tiefschwarzen

Kleide umhüllt; der einzige Schmud, der sie zierte, war ein weißes eiseneernes Kreuz, das sie an einer schwarzen Schnur um den Hals geschlungen auf der Brust trug.

Ihr Gesicht war weniger schön, als unausprechlich lieblich und sonst, aber zugleich lag in den dunklen Augen eine tiefe, leuchtende Gluth, die ihren Zügen in der Gefamntheit etwas Schmerzliches und Leidenschaftliches verlieh.

Das Auffallendste an dem schönen Mädchen aber war ihr überaus reiches Haar von einer wunderbaren röthlichen Farbe, die wie Gold glänzte. So oft durch die bunten Kirchenfenster ein Sonnenstrahl darauf traf, schien es mit dem goldenen Kleid der holzgeschnitten Mutter Gottes auf dem Altare zu wettkämpfen. Long und voll schmiegte es sich um ihre feingekrümmten Schultern und bildete zu der dunklen Kleidung einen seltsamen Contrast. Wandte aber das Mädchen einmal das zarte blonde Gesicht mit einer raschen Bewegung zur Seite, so waltete das Haar wie eine aufrauhende Furch um sie her und es schimmerte, wie wenn ein fernes Wetterleuchten über den dunklen Nachthimmel dahinjährt.

Die Bewohner des kleinen Ortes, die sie nun schon seit zehn Jahren fast unverändert kannten, achteten nicht mehr viel auf sie. Als etwa fünfzehnjähriges Mädchen war sie mit ihrer Mutter, einer ehrwürdigen alten Frau, in den Ort gezogen, und seitdem hatten Beide still und zurückgezogen von ihrer Hände Arbeit gelebt. Das Gerede konnte sich nicht an sie heften, da es nichts von ihnen wußte.

Die Mutter, die noch Spuren einstiger Schönheit aufwies, hatte durch einen bitteren, trozkigen Gesichtsausdruck fast etwas Abstoßendes gehabt. Niemand hatte sich ihr recht zu nähern gewagt und sie selbst war auch jeder Bekanntschaft ausweichend und hatte sich ganz auf das Zusammenleben mit ihrer Tochter beschränkt.

So war es denn auch Niemandem nahe gegangen, als man die alte Frau vor zwei Jahren eines Morgens still hinaustragen und auf dem kleinen Friedhof, der ernst und mahnend von dem grünen Berge mit seinen weißen Steinen auf die Dorfschaft niederschaut, zur ewigen Ruhe beigesetzt hatte.

Zeitlich regte sich einige Zeit das Interesse der Leute bei der Frage, was nun die Tochter beginnen werde, aber es trat keine große Veränderung ein. Das schöne Mädchen blieb in dem bescheidenen Stübchen, das sie mit der Mutter getheilt, wohnen und arbeitete nach wie vor Stickereien, die sie in die Stadt ablieferete.

Nur auf dem Gesichte Magdalenes war eine Aenderung bemerkbar gewesen. Die stillen, sanften Züge hatten jetzt jenen Stempel eines tiefen Seelenschmerzes erhalten, der ihre Schönheit noch durchgeschlugte und hob. Man schrieb das dem Gram um die hingesehiedene Mutter zu; sah man doch stets das Grab derselben liebevoll mit frischen Blumen geschmückt und oft am frühen Morgen oder späten Abend die schlankte Gestalt der Tochter in tiefer Andacht versunken auf dem Grabe der Mutter knien.

Schon früher eine eifrige Kirchgängerin, versäumte sie jetzt keinen Gottesdienst, und so war sie bei den schlichten Leuten allmählig zu dem Ansehen einer stillen Heiligen gelangt. Man ließ sie ruhig ihre einsamen Wege wandeln, ja man wich ihr mit einer gewissen Scheu und Ehrfurcht aus, wie sie uns wohl das Bild des Schmerzes, dessen Ursache wir nicht kennen, zu erregen pflegt.

Anfangs hatte sich in der Kirche noch der Blick manches jugendlichen Burschen begehrtlich auf das schöne Mädchen gerichtet, aber ihr ganzes Wesen schien eine jede Annäherung auszuschießen und so hatte sich allmählig auch die Jugend gewöhnt, die stille Magdalene als etwas Höheres, Unberührbares zu betrachten und man sah sie jetzt nur wie ein kostbares Gut an, dessen Anblick einem wohl that, das man aber nicht besitzen durfte.

Auch für Magdalene schien außer dem Grabe ihrer Mutter nichts Beachtenswerthes in der Außenwelt zu existiren. Auf

der StraÙe zeigte sie sich nur, wenn der Kirchenbesuch oder ein nöthiger Geschäftsgang sie diesen Weg zu machen zwang; sonst war der dunkle Tannenwald, der dicht hinter ihrem Hause den Berg hinaufflamm, der einzige Ort, wohin sie bisweilen ihre einsamen jugendlichen Schritte lenkte.

Heute hatte sie diesen Weg zu ungewöhnlicher Zeit angetreten. Als die Sonne untergegangen und die laue Sommernacht ihre ersten Schatten über Berg und Thal senkte, war sie leicht aus der Pforte des kleinen Gärtchens, das an den Tannenwald stieß, geschlüpft und hatte mit elastischen Schritten einer rein verlossenen Jugend den steilen Berg zu erklimmen begonnen.

Sie war nicht die Einzige, die man heute auf solch stillen, abendlichen Wegen treffen konnte, denn es war die Nacht vor Johannis, und nach uraltem Glauben, den auch die christliche Kirche nicht beiseitigen konnte oder nicht zu vertilgen versuchte, gilt in dieser Nacht das Wasser der Ströme und Quellen für besonders heilig und heilbringend, und das weibliche Geschlecht, Frauen und Mädchen, eilt an Vorabend des Festtages, in der Nacht oder am frühen Morgen theils einsam und still, theils in Schaaren zu den benachbarten Bässern, um sich Gesicht und Arme zu waschen und sich mit der heilbringenden Flüssigkeit zu besprengen.

Auch in unserem abgechiedenen Gebirgsorte hatte sich die alte Sitte durch stille Tradition erhalten, und das fromme, schöne Mädchen hätte es für eine Unterlassungswürde gehalten, nicht zu dem stillen Bächlein, das jenseits ihres Berges in einem abgelegenen Seitenthal niederrieselte, hinauszupilgern und den Segen des Himmels, der heute darauf herniederträufeln mußte, unbenüht zu lassen.

Untenwegs wollte sie einen Kranz wunden, ihn mit dem heiligen Wasser besprengen und ihn früh am andern Morgen hinaustragen auf das Grab der Mutter, damit auch sie ihren Theil von der Gnade des Himmels erhalte und um so ruhiger schlummere bis zum Tag des Erwachens.

Sie hatte die Höhe des Berges erreicht und am Wege hier und da manoh' eine träumende Blüthe gebrochen, die sie in den Schooß ihres Kleides gesammelt. Nun setzte sie sich auf das weiche Moos und begann die Blumen zu einem zierlichen Gewinde zu vereinigen. Aber mitten in der anmüthigen Arbeit ließ sie ihre weißen Hände sinken und schaute eine Weile unbeweglich vor sich hin. Und allmählig begann es sich leise in der Tiefe ihrer Augen zu regen, aus dem dunklen Grunde blinnte es hell auf, und wie eine zurückgedämmte Quelle plötzlich kraftvoll wieder herausspringt, rann jetzt schneller und schneller eine schimmernde Thräne nach der andern über ihre bloße Gesicht und beschaute die gebrochenen Blumen in ihrem Schooße.

Heute war ja der Todestag der Mutter. —

Seitdem hatte sie nie mehr gelächelt.

O wenn sie daran dachte, was sie damals erfahren, was sie der Sterbenden versprochen! —

Und nun trat ihr das wieder Alles vor Augen, wie es damals gewesen.

Streng, ernst, fast rauh hatte sie die Mutter erzogen. Ihren Vater hatte sie nie gekannt, und wenn sie einmal in ungeschuldiger Neugier nach ihm gefragt, dann war es wie ein Gewitter über das Gesicht der Mutter gezogen und finster hatte sie ihr Schwiegen geboten über Einen, der lange todt sei.

Da, eines Tages, als sie schon lange ein Siechthum an's Bett gefesselt, hatte sie die Tochter zu sich gerufen und sie mit einer weichen, zitternden Stimme angedert, wie das Kind sie von der Mutter noch nie vernommen.

„Magdalene,“ hatte sie gesagt, „die Zeit ist nun gekommen, daß wir uns trennen sollen; ich werde Dich verlassen und darf in Frieden scheiden. Ich habe Dich so weit gebracht, daß Du nun allein bleiben kannst. Lebe so, wie bisher, denn wird es Dir wohlgehen, mein Kind. Was ich Dir vermahnen kann, weißt Du, was bisher uns Beiden gehörte, es bleibt nun Dir allein.

„Aber Eines habe ich noch hinzuzufügen, und das ist das Theuerste, ein heiliges Verächtniß, um das ich allein noch dies Leben getragen, um das ich Dich groß gezogen habe, damit ich es Dir vermögen könne. Nieh mir Deine Hand und Deinen Schwur, daß Du's heilig halten willst.“

Da war sie weinend vor dem Bette niedergeknien und hatte die weisse, kalte Hand der Mutter gefüßt und weinend hervorgehimmelt: „Ja, ich will's, liebe, gute Mutter, will Alles thun, was Du willst, das schwöre ich Dir bei Dem, der sich Deiner und meiner erbarmen möge; aber thut mir nicht, laß mich nicht allein unter fremden Menschen!“

Die aber sagte nur: „Es ist gut,“ und hatte dann mit leiser Stimme weiter geredet: „Und nun, Kind, laß mich sprechen, denn ich habe nicht mehr viel Zeit und es muß noch viel herunter von dem alten Herzen.“

„Ich bin es Dir noch schuldig, Dir Deinen Vater zu nennen, denn sein Name soll nicht vergehen und vergessen werden.“

„Du trägst den Namen Deiner Mutter, Kind. Dein Vater hieß Valzer und wenn Du den Namen ausspricht, so sei es als Fluch, als Verwünschung, als Inbegriff allen Auszuges und Ufels. — Ja, meine Tochter, den Mann, dem Du Dein Leben verdankst, hat Deine Mutter den Tod geschworen; es ist ihr nicht zu Theil geworden, den Schwur erfüllt zu sehen, nur ist er Dein Eigentum und Erbe geworden; hasse und verachte ihn und Alles, was mit ihm zusammenhängt, sonst hat die Seele Deiner Mutter keine Ruhe im Grabe!“

„Arme Mutter,“ hatte sie aufgeschrien, „was verlangst Du von mir! Das ist ja Sünde, schreckliche Sünde. Du sollst vergeben, spricht der Herr!“

Aber jene hatte ruhig erwidert: „Du sprichst, wie es Dir zient, Kind, und wie man es Dir gelehrt hat; aber es giebt einen Punkt, wo die Vergeltung aufhört. Der Weiber und Barbors, der nur den Namen Christi trägt, und weder Barmherzigkeit noch Vergebung kennt und der vor Gott verkommen ist, der hat auch keinen Anspruch auf die Gnade der Menschen und auf den Schutz der christlichen Lehren.“

„In dem Tage, da Du zum ersten Mal der Gemeinschaft Gottes würdig befunden, hast Du mir fierlich geloben müssen, niemals einen Mann zu berühren, niemals einem Mann Deine Hand zu bieten und Dich ihm zu eiden zu geben, nur der Liebe zu Deinem Heiland und Erlöser leben zu wollen. Damals habe ich Dir den Grund nicht gesagt und Du hast auch nicht gefragt, denn Du selbst wolltest nichts Anderes, und ich weiß, daß Du niemals einen Mann angesehen hast, weil er ein Mann war.“

„Nun will ich Dir eine Geschichte von Deinem Vater erzählen und dann magst Du mir danken für Das, was ich von Dir zu Deinem Besten gefordert habe.“

„Ich habe Dir viel von Deinem Großvater erzählt und daß er schon lange, lange gestorben. Aber wie er gestorben, weißt Du noch nicht. Ich bin seine Mörderin gewesen.“

„Nein, nicht ich, jener Schändliche, Dein Vater hat mich dazu gemacht.“

„Wir stammten aus guter Familie. Ich war meines Vaters einziges Kind; meine Mutter war bei meiner Geburt gestorben. Er hatte seine ganze Liebe auf mich übertragen. Ich ward die Stütze seines Alters. Er lebte in einem stillen Stübchen einsam nur mit mir, er wollte mit niemand Anderem Umgang haben. Der Gedanke, daß ich jemals einem Anderen gehören sollte, war ihm unerträglich. Er wollte mich während meines Lebens ausschließlich besitzen, nur ihm sollte ich gehören, und außer ihm nur dem Himmel. Wenn ihm seine Stunde abgelaufen, sollte ich in ein Kloster treten. So war es abgemacht zwischen uns — aber es kam anders.“

„Der Vater ward krank; wir suchten uns nach einem Arzt ansehen. Jener Valzer kam in unser Haus. Die Krank-

heit währte lange. Wir lernten uns kennen. Ich hatte noch keinen Mann außer meinem Vater näher gekannt. Es war etwas Ungewöhnliches, Neues für mich. Der Teufel strickte seine Krallen aus — ich verwarf meines Gelübdes, in ein Kloster zu treten, der Glende beschwachte mich mit den gleichstimmigen Worten. Er wollte mich zum Weibe nehmen, dann wollten wir den guten Vater zusammen pflegen, wie er es verdiene; wir vorläufig wollten wir unser Geheimniß bewahren, um den Alten nicht zu erschrecken, bis er ganz genesen wäre. So drang er in mich und mir schien Alles, was er sagte, so wahr und gut, als ob es immer anders sein könnte; — und dann kam er mir immer näher und näher und seine Bemühungen brachten mich endlich auf den Punkt, wo der Widerstand des Weibes trotz aller Willensstärke gebrochen ist, — und meine Unschuld war verloren. — — —

„Kurze Zeit darauf siedelte Valzer in die Nachbarstadt über. Er hatte mich beschworen, dem Vater unser Verhältniß noch nicht zu entdecken, da die plötzliche Ueberfallung dem kaum Genesenen schaden würde. Ich glaubte ihm, wie alles Andere, auch dies und ließ ihn ziehen. Anfangs schrieb er häufig, dann immer seltener. Monate vergingen. Ich befand mich in der schrecklichsten Lage. Dem Vater hatte seine überstandene Krankheit ein mögliches Ende näher vor Augen gerückt und er sprach vielfach von meinem Eintritt in's Kloster. Meine jugendliche Ehre und Reinheit war sein Stolz. — Ich konnte ihm die Folgen meiner Schuld nicht mehr verbergen. Eines Tages mußte ich mich zu dem schrecklichen Geständniß entschließen. Die ewig Verdammten können nicht schrecklichere Qualen erdulden, als ich in den wenigen Minuten. — — —

„Mit dem Fluche des Vaters belastet, aus dem Hause, wo ich so lange friedlich und glücklich gelebt, schuldbeladen hinausgeschoben, hatten mich Landleute opnmüthig auf der StraÙe nach der Nachbarstadt gefunden und mich wieder zum Leben erweckt.“

„Ich hatte nur das eine Ziel, ihn aufzusuchen, den Vater noch zu veröhnen. Ich glaubte das Schlimmste erduldet zu haben; es war nur das Vorspiel zu Dem, was kam.“

„Valzer war seit einem Monat mit einem reichen Mädchen aus adeliger Familie verheirathet.“

„Aber ich glaubte nicht, was man mir sagte. Meine Seele war unfähig, solch einen Gedanken zu fassen. Ich lasse mir sein Haus zeigen, ich stürze hinein, finde ihn in seinem Zimmer. Er erloschte einen Augenblick, sahste sich aber schnell wieder. — Ich schreie nur das eine Wort heraus: „Ist es wahr?“ — Da zuckt er mit den Achseln und sagt:

„Aber Schatz — das ist eine alte Geschichte, fast ein Jahr darüber verfloßen — und ich konnte nicht mehr warten; Du mußt Dich nun dorein finden, so leid es mir thut.“

„Ich stürzte wie-vom Blitz getroffen zu seinen Füßen, umfaßte seine Knie und rief mit der ganzen Kraft meiner verzweifelnden Seele: „Robert, bist Du es, der so sprechen kann? Wo ist Deine Treue, wo sind Deine Schwüre? Sei barmherzig, um Gottes und aller Heiligen willen, sag, daß Du ein freies Spiel mit mir treibst, daß Du lügst, daß es nicht wahr sein kann — bei dem Flunde, das ich von Dir unter dem Herzen trage — beschwöre ich Dich — nimm Deine Worte zurück, oder tödte mich!“ —

„Er sahst zusammen. Im selben Augenblick geht im Nebenzimmer eine Thür. Valzer reißt sich mit Gewalt von mir los, zieht die Klinkel und geht in das Nebenzimmer, die Thür heftig hinter sich zuschlagend.“

„Ich höre eine weibliche Stimme eine Frage thun und ihn darauf die Worte sagen: „Es ist nichts, es ist eine Jesuinige, eine Patientin.“

(Fortsetzung folgt.)

Am goldenen Horn.

(Süd-Ansicht.)

Constantinopel gehört in vielen Beziehungen zu den schönsten und berühmtesten Orten der Welt. Die Geschichte der Siebenbücherei ist groß und wechselvoll; diese war einst die Stätte der griechisch-christlichen Kaiser und ist Kaiserstadt geblieben auch unter den Herrschern vom Stamme Osman.

Constantinopel ist kaum angreifbar, und zwar mehr in Folge der politischen Constellation, die selbst der größten europäischen Macht vor ihren Mauern Halt gebietet, als der topographischen und fortificatorischen Lage, obwohl auch diese sehr achtunggebietend ist.

Wenn man auf dem gewöhnlichen Wasserarme von dem Schwarzen Meere herkommt, fährt man nellenweit zwischen anmuthigen Höhen, buschigen Thälern, terrassenförmigen Gärten mit malerisch gelegenen Vandenbütern, ferner den reizenden Palästen des Sultans und den Villen der Großen dahin. Dann sieht man das Gemimmel des Hafens, so wohl für Kriegsschiffe, als für die Handelsflotte, im Hintergrunde das amphitheatralisch ansteigende Tableau der Hauptstadt mit seinen Minarets und Kuppeln, auf den Höhen rechts Galata, Topkapa, den kaiserlichen Klost, die Artilleriewerkstätten; in der Richtung von Stauri

Befestigungen bestehen theils in einander gegenüber liegenden, theils in einzeln dastehenden Werken. Vom Schwarzen Meere, der Richtung nach der türkischen Hauptstadt folgend, hat man zueist am Eingang in den Bosporus die Strandbatterien von Kocate, Yurru südlich und Papay Yurru nördlich zu passieren, welche die Einfahrt aus dem Schwarzen Meer in den Bosporus decken. Verfahrt ist diese Einfahrt noch durch die auf steiler Höhe gelegenen Thürme und Wälle von Fanar, auf asiatischer Küste an dem Punkte gelegen, wo sich die Grösster des Bosporus und des Pontus von einander scheiden. Dann kommen, an steile und hohe Felsenwände angelehnt und zum Theil auf felsigen Grunde sich erhebend, auf beiden Uferseiten des Bosporus vielfache, sehr geschickt angelegte Festungswerke, deren zahlreihe Kanonen den Bosporus vollständig beherrschen; denn von diesen Geschützen geht eine ganz dichte Bestreichung der Wasserfläche aus. Eine aus dem Schwarzen Meere kommende Flotte, die in den Bosporus eindringen wollte, müsste vor den acht vorhandenen Batterien mit ihren 123 Geschützen förmlich Speigetrüben laufen.

Es hängt also vollkommen von der hohen Pforte ab, ob ein ein-



Am goldenen Horn. (Siehe Seite 733.)

Nisfakassî (den Mädchenturm), Kaditî, das Vorgebirge Madaburun. Ferner über das Marmarameer winkt der schneebedeckte Olymp und das Samanlu-Gebirge.

Auf den sieben Hügeln der Stadt markiren sich in überaus malerischer Form Tschukur-Yostan, Obrenelap-Uschamissi, Bajasid-Agha, Karaghurult-Uschamissi, Sultan Mohamed-Uschamissi, Caste-Serai, Aja-Sofia und der kaiserliche Palast (Sarabunjan). Hoch ragt auch das Schloss der sieben Thürme mit dem Wappenstein, in welchen in früherer Zeit die Köpfe der hienin hingerichteten Tyrannen genossen wurden. Zoll-Klost, Zehnthel-Klost (Kaiser-Arkaden), Alai-Klost, Fischereisklost, Gulhane und viele Parkhäuser und Lustorte Vornehmer bilden sämtlich ansehnliche Punkte in dem wunderherrlichen Panorama der Weltstadt am Bosporus.

Der den Anflusß und die Verbindung des Schwarzen mit dem Marmara-Meere bildende Bosporus hat in Folge des höheren Wasserstandes dort eine Strömung, deren Geschwindigkeit etwa eine Meile in der Stunde beträgt und die an einzelnen eingengen Stellen noch größer ist. Ein durch Ruder bewegtes Boot vermag gegen die Strömung nicht anzukämpfen, und selbst Segelschiffe können nur mit vollem Wind in die pontischen Gewässer gelangen.

Die Breite dieser Wasserstraße ist verschieden; der schmälste Theil derselben ist die nordliche Mäule. Sie hat eine Gesamtbreite von 1600—2000 Schritt und erstreckt sich von der Einfahrt aus dem Schwarzen Meer etwa 2 Meilen, bis zu dem Städtchen Buzdöer. Von dort, noch etwa anderthalb Meile bis Constantinopel, erweitert sich der Canal und bietet der türkischen Flotte einen gesicherten Ankerplatz. An dem eben erwähnten schmälern Theile der Wasserstraße liegt auf hohen steilen Ufern, die mit theils in spitze Klappen, theils in breite Klüften auslaufenden Felsenhängen getränkt sind, eine Reihe von natürlichen festen Klüften, welche die türkischen Ingenieure geschickt benutzt haben. Gleich Schmalwasserfällen in die Felsenwände eingewandert und an dieselben angelehnt, bedeckt hier eine Menge von alten Galerien und neueren Werken die den Meeresarm eingrenzenden Felsenränder. Diese

zuges russisches Kriegsschiff das Schwarze Meer verlassen darf. Daher rühret zum Theil die Feindschaft zwischen Rußland und der Türkei. Ersteres empfindet die Einengung und möchte die Pforte zu seinem Binnen-Meere frei haben.

In dem Kriege von 1853—56 waren die Befestigungen des Bosporus nur mit Mittelgeschützen aus dem 16. und 17. Jahrhundert besetzt, die wegen ihrer sehr großen Mündungen nur Steinflugeln schießen und gegen die Hohlgeschiffe damaliger Zeit noch eine völlig zerstörende Wirkung gehabt hätten. Jetzt besteht die Bewaffnung theilweise aus Krupp'schen Ringgeschützen, welche durch hohe Erdwälle gedeckt sind.

Von Siden her bildet die Straße der Dardanellen, der alte Hellespont, der Ausflusß des Marmara-Meeres in das Aegeische Meer, den sehr verteidigungsfähigen Zugang von Constantinopel. Derselbe ist 10 deutsche Meilen lang, gegen $\frac{3}{4}$ Meile breit und verengt sich nur an einer Stelle bis auf etwa 2500 Schritt. Die Wasserströmung ist wegen der Breite geringer als im Bosporus, denselben ist die Fährstraße durch keine Felsenwände eingeschlossen. Am südwestlichen Ausgang der Dardanellen befinden sich zwei alte Befestigungen, auf der europäischen Seite Schil-bar (Meeresflüß), auf der asiatischen Seite Kumbakli (Sandflüß), welche nur geringe militärische Bedeutung haben. Die eigentliche Verteidigung liegt etwas weiter nördlich, dort verengt sich das Meer bis auf etwa 2500 Schritt zwischen Fort Tschanatschick (Scherbenflüß), auf der asiatischen und Fort Regara auf der europäischen Seite. Hier sind in neuerer Zeit mehrere Batterien mit Krupp'schen 15 Centimeter-Kanonen aufgestellt worden, welche die Einfahrt wirksam verhindern können. Die älteren 15 Centimeter-Kanone ist nach ihrem Kaliber, ihrem Ladungsverhältniß, ihren Geschossen eines der wichtigsten Geschütze in neueren Festungskriege. Dieselbe reicht bis auf die Entfernung einer deutschen Meile und hat namentlich die Fähigkeit, ein unbedecktes Feuer mit großer Treffsicherheit und bedeutender Kraft auf Festungswerke, äußerste Gebäude, Panzerschiffe und Batterien zu richten.

In der Geschichte der Dardanellen-Vertheidigung ist indeß die That-
sache des Eintausens einer feindlichen Flotte verzeichnet. Am 19. Februar
1807 passirte der englische Admiral Durnworth mit 8 Linien- und
4 Fregatten und mehreren Bränden die genannte Meeresstraße und
erschien am 20. Februar im Angesicht von Constantinopel.

Uebriqens haben die Dardanellen in neuerer Zeit auch von der
Landseite Vertheidigungen erhalten.

Eines wunderbar schönen Anblicks ist die Umgebung der Sieben-
hügelstadt, als am 11. Juni der 44. Geburtstag des Sultans festlich
begangen wurde. Die gesammte Bevölkerung nahm Theil an dem Feste.
Alle Schiffe im Hafen hatten Flaggenstaud angelegt und Mittags

Kanonenjalen abgegeben. Besonders glänzend fiel die Illumination
aus. Alle Kriegsschiffe, Dampfer und Segelschiffe, sämmtliche an den
beiden Ufern und den Höfen des Bosporus und am Walden Horn
gelegenen Paläste waren beleuchtet, an zahlreichen Plätzen wurden Feuer-
werke veranstaltet, und viele Punkte erhellten in denäussliche Beleuch-
tung. Der Midis-Palast, der Park, sowie der neue öffentliche Garten
boten in ihrer Illumination einen märchenhaften Anblick. Die Militär-
Capellen spielten vor den Kasernen. Auf dem Bosporus und dem
Goldenen Horn bewegten sich die ganze Nacht hindurch zahlreiche illu-
minirte und decorirte Kalks, Dampfmaschinen und andere Fahrzeuge,
welche meistens auch Musik an Bord hatten.

Schlesische Chronik.

Breslau. Der schon von uns erwähnte „Aufstuf zur Errichtung
eines Coeppert-Denkmals“ lautet: Am 18. Mai d. J. ist ein Mann von
und geschidten, dessen Thätigkeit weit über ein halbes Jahrhundert
unausgesetzt der Pflege der Wissenschaft und der Förderung der vater-
ländischen Interessen, vor Allem seiner Heimath, der Provinz Schlesien,
gewidmet war. Was Heinrich Robert Coeppert als Naturforscher für
die von ihm mit so großem Erfolge vertretene Wissenschaft gethan, ist
in deren Geschichte verzeichnet; wie er als Universitätslehrer durch sein
Wort und sein Beispiel auf die Jugend gewirkt, bezugen seine zahl-
reichen Schüler in allen Theilen der civilisirten Welt; aber unvergessen
wird den Hergen seiner Mitbürger und Landeskute eingepägt, wiew die
reue Unhänglichkeit und die aufopfernde Hingebung bleiben, welche den
Verstorbenen sein ganzes thatenreiches Leben hindurch an Breslau und
Schlesien mit untrennbaren Banden gefestigt hat. Einem solchen Mann
darf ein Denkmal in der Hauptstadt der Provinz nicht fehlen. Von
der Uebergangung durchdrungen, der Gesinnung aller Dorer zu entsprechen,
welche Coepperts hohe Verdienste nicht allein um die Wissenschaft,
sondern namentlich auch um unsere Stadt und Provinz kennen und
würdigen, wenden sich die Unterzeichneten an ihre Mitbürger und
Landeskute mit dem Ersuchen, sich zur Errichtung eines Coeppert-
Denkmals auf der Promenade in Breslau sowohl selbst mit Beiträgen
betheiligen, als auch in ihren Kreisen zur Förderung dieses Unter-
nehmens wirken zu lassen.

Breslau, im Juni 1884.
Der geschäftsführende Ausschuss des Coeppert-Comités.
Friedrichsberg, Oberbürgermeister, Vorsteher. Dr. F. Sohn, Professor.
Dr. W. Ehner, Redacteur. Dr. Frieder, Director der Ober-Real-
schule. Hüner, Ober-Regierungs-Rath. Landsberg, Major a. D.
Bantier, Dr. König, Prof., Ober-Regierungs-Rath. Rollinat, Commerzial-
Rath. Müller, Apotheker. v. Oppen, General-Lieutenant. Ottlitz,
Bergbauamann. Dr. Poles, Prof. Graf von Biedler, General-Land-
schafts-Director. Herzog von Ratibor. Dr. Römer, Prof. Oehmer
Vergrath. Dr. Knapell, Professor, Rector der Universität. Stein,
Garten-Inspector. Dr. Trammich, Oberförster a. D. Witte, Land-
gerichts-Director.

Ueber bösarige Krankheiten. Einen Beweis dafür, daß epidemische
und andere bösarige Krankheiten sehr häufig durch Unsauberkeit und
Unvorsichtigkeit der Befallenen veräußert werden, liefern die vor kurzer
Zeit im Dorfe Solomna, Kreis Glog, vorgekommenen Typhusfälle.
Der Häusler Wagar hatte in Königshütte am Typhus gelitten. Die
Lehrte nach seiner Genesung nach Solomna heim. In seiner Familie
bewohnten 15 Personen 2 Stuben. Zunächst erkrankte die 26 Jahre
alte Tochter, den Tag darauf der 20 Jahre alte Sohn und dann die
jüngste 8 Jahre alte Tochter. Zu der Ansteckung von Wugen verstellte
sich ihr aber das ganz verunreinigte Trinkwasser, welches die Erkrankten
genossen. Der Brunnen liegt in sanftem Boden zwischen zwei Düngers-
gruben und giebt ein orangeflechtes Wasser, welches große Mengen von
salzreicher Säure nebst Ammoniak enthält, während ein sich schnell
bildender Bodenfaß zahlreiche Infusorien züchtet. Die Benutzung des
Trinkbrunnens wurde sofort unterjagt. In vier vielen ähnlichen Fällen
darf man sich nicht wundern, wenn Krankheiten ausbrechen, denn leider
sind zahlreiche Brunnen ebenso schlecht angelegt.

Eine Kuriosität. Im Dorfe Nicolai starb kürzlich die Wittwe
Marianne Pöschel in dem Alter von 98 Jahren. Bis zu ihrem letzten
Stündlein erfreute sie sich einer guten Gesundheit und trotz ihres hohen
Alters noch immer einer gewissen Kraft. Tagtäglich machte sie den
2 Kilometer entfernten Weg zur Kirche und hatte keine anderen
Kummer als den, daß ihre Tage noch immer kein Ende nehmen wollten.
Ohne besondere Krankheit verschied sie nach kurzem zweifelhigen Un-
wohlsein.

Ein Dorkemäde aus der Zeit der Bauern-Hörigkeit. (Schluß.)

§ 34. Das unwillige Schreiben und Judgen in Dorffe und
Kreischam soll vermieden werden, bey Straffe 100 Verlohn, von der es
gehört wird oder selbst treibt § 34.
§ 35. Ueber jeder die Heider noch Wiesen noch aus andernwerth
sollen keine neuen Wege gemacht, viel weniger Gränz-Bäume abge-
hauen, oder Gränz-Steine verrückt oder die Kraue geschmältert
werden, wulde sich aber Einer dessen gelassen lassen, hat Er 1 Thl.
Straffe zu erlegen.

§ 36. Kein lediger Knecht, so gesunde Gliedmaßen hat, und
nicht dienen will, oder andere Einleger sollen im Dorffe nicht gelitten
werden bey Straffe 20 ggl. wer solche einnimt, darunter auch das un-
sichtige und so oft stüben herum laufende lieberliche Weibes-Vold zu
rechnen ist.

§ 37. So soll auch niemand, wenn es Saate triff, oder das Ge-
traide reiff ist, mit seinem Vieh alleine hinter den Wäthen hüten den
Straffe vom Stük 6 ggl. Auch soll sich Niemand im Dorffe einigen
Fisch-Saamens, Garn, Säge, Fiskräufen oder andern Fisch-Zeug
bedienen, welen keiner der Fischerey berechtigt ist, und dahero die
Wäfer meiden und solche nicht aufsuchen oder austreiben bei Straffe
1 Nhl.

§ 38. Und nachdeme man durch das viele Tauben halten theils
Orthen verpflüßet, daß nicht alleine denen Dächern durch solche großer
Schaden zugefüget wird, sondern auch dem armen Manne sein wenig
ausgetreiffenes Getraide was solche auffallen sehr aufessen, als soll
dennoch der ledigen Wäsern noch künstlichen Inwohnern allezeit
verboten werden solche in der Lebermann zu halten, deswegen die
Gerichte dießfalls selbige nachsicht vorstehen sollen, auch daß sich nie-
mand Fallschläge aufbauen und in selbigen seinen Nachbarn oder
Fremdben die Tauben vorzage.

§ 39. Nachdeme auch einige so undrillich handeln und Raub-
Blowen halten, oder durch andere hieße Practicken ihren Bestien hien-
im Schaden zufügen, so wird dennoch solche unternehmen hien-
mit auch scharf verbotlen, und wer sich hierüber jetzt oder künftig be-
treten läßt, wird mit harter Leibes- und Geld- Straffe angehen werden,
maassen die hien ein großes Recht haben.

§ 40. Dienstlein auch durch das öffentliche und unvorsichtige
Tobad-trinken vieles Unglück geschieden, als wird demwegen hiermit
ernülich verbotlen, daß niemand er sey wer er wolle sich untersehn
sich solchen in öffentlichen Dorffe, Höfen, Ställen, Söllern und Erde-
Kammern zu trinken, sondern wer solchen rauchen will, solches in der
Stube oder im Hauße verrichten, bey Straffe eines Wirthes, der es
thut, 12 ggl. ein Weibe aber 6 ggl.

§ 41. Kein Gefinde soll aus Muthwillen ohne erhebliche Ursache
ungemeldet aus dem Dienste treten, bey Verlust seines Lohnes und der
Obrikeitlichen Straffe, auch soll keiner dem andern sein Gefinde durch
Verprechung größeren Lohns oder reichenden Geschenken abhalten,
oder ausmüthen, sondern wann das Gefinde nicht bleiben will, die Zeit
seines Abguges erwarten bey Straffe 1 Zel.

§ 42. Es soll weder Sohn noch Tochter, Knecht noch Magd
ohne Consens und Einwilligung seiner Eltern, Vormünder oder Freunde
schafft auch mit vorwissen und Genehmigung seiner Obrikeitlich sich in
den Ehestand begeben, vielweniger mit einander davon laufen und sich
anderwerth trauen lassen, bey Verlust des väterlichen und mütterlichen
Erbguths, und soll solches halb der Herrschafft, und die andere Helfste
dem Geschwister oder nächsten Freundschafft verfallen seyn.

§ 43. Weilen es auch sich zum offtern begiebet, daß Ehe-Leuthe ohne
Leibes Erben von einander versterben, und es alldann in solchen
Fällen gemeinlich allerhand Zwist und streit wegen der Erbchafft
erregt, so ordne ich hiermit, und will haben, daß ein jedes Paar, sie
sey wer sie wölen, bei ihrer Verberbung eine ordentliche Ehe-
Veredung, wie es bey ihrem Ableben mit dem hinterbleibenden Theile
wegen der Erbchafft gehalten werden soll, durch die Gerichte schriftl.
verabfinden lassen, und mit solde zu meiner Obrikeitlichen Confirmation
überbringen sollen.

§ 44. Auch soll kein Wittiber oder Wittib zur andern Ehe schreiten,
ehe und bevor sie mit ihren Kindern erster Ehe, wann deren vorhanden
sind, und das väter- oder mütterliche Erb-Redt und Vermögen
Nichtigkeit geliffen und darüber ein behöriges Schriftl. Instrument
verfertiget ist, bey Straffe 1 rth. wer es unterläßt.

§ 45. Keine Vormünder sollen ihrer Mündel Gelder zu sich nehmen,
oder in ihrem Namen verwenden, sie hätten sich denn zuvor bei der
Obrikeit darum gemeldet und genugsame Versicherung darüber ge-
thun, sollen auch ihre Vormundschafft halber alle Jahre richtige Rech-
nung ablegen, und sich von der Unabigen Herrschafft quittiren lassen.

§ 46. In Bürgschafft soll sich keiner weder in noch außer der
Gemeine einlassen, bey Straffe 1 Thl. ohne Vorwissen der Herrschafft.

§ 47. Wellens es sich auch dann und wann begiebet daß einige
Söhne, Dienstknechte und harte Jungen unter die Soldaten gehen,

und Krieges Dienste annehmen, denselben soll zwar in dertel Fällen ihr Lohn auf die Zeit, so lange sie gedient bezahlet werden, da sie aber ohne an Erbguth zu erben hätten, soll solches entweder bei der Herrschaft oder bei deren Verichten in Verwahrung bleiben, oder lieber sich hierinnen, wobei das Geschwist noch andere Freundschaft nicht annehmen, es sei denn die ausgesetzte Verjährungszeit vorbei, oder würde ein Glaubwürdiger Todten-Schein vorgelegt, sondern es soll solche Erbschaft und was sie etwa an Jnigen getragen haben nicht weiter aufgehoben werden, damit wenn ein oder der andere einmahl kurz oder lang, lahm, oder auf andere Art oder ein Krüppel wieder zurück käme, Er daselbst fände, und sich gleich Catal, oder

§ 48. So soll auch keiner den andern, und sich damit nähen könnte. Der Behere verhält sich dann gegen die Federn ähnlich dem Werbemittel bei der Werbung, er verbindet gleich diesen das Verhältnissen. Sehr gute Resultate sind zu erzielen durch Umtauschen der gebildeten kalten Federn in Alkohol, er scheidet die leimartigen Theile vollständig ab und verbräunt bei ganz niedriger Temperatur; die Federn erhitzen alsdann völlig weiß und schön.

Zur Vertigung der Garten-schmiden. Bekanntlich treiben die gelbbäutigen Spinnen (Helix hortensis und striata) auch an Spalierbäumen hinauf und nagen die jungen Birnen etc. an, und die Rast-schneiden sind die emigrierten ungetriebenen Ufer der Erdberecuren. Da man aber durch bloßes Auslesen derselben nicht ganz Weiser über sie werden kann, so empfiehlt die „Obstztg.“ Kupferrotz auf zu streuen, unter Kleie zu mischen und kleine Kleie in ungelegten Blumentöpfen oder ungelegten Düten von starkem Papier an den Fuß unserer Spalierbäume zwischen die Erdberecuren zu legen. Die Schmiden freisen die Kleie und crepiren an dem damit vermischten Kupferrotz. Auch in der Saatfolge kann man seine feimende junge Pflanzen damit vor jenem gefährlichen Ungehefer schützen.

§ 49. Angelichen soll auch keiner den andern ohne gründlichen Beweiß an seinen Erben angreifen, schänden oder verlezen und Ehre seines Christen Namens weder in der Gemeinde noch an fremden Orten unschuldiger Weise abstrüben, bei empfindlicher Bestrafung.

§ 50. Man soll keiner von denen Unterthanen, wer der auch sei, seinen Eohn ein Handbrot lernen lassen, ohne das er solches der Herrschaft meldet, und dazu Dero Consens einhollet.

§ 51. Die Schiden und Geschickfertigkeiten, so oftmals bey Wächtigere Zeit von denen lieberlichen Wierischen, durch unbauh- und ausreizung derer Saubenen, und andern nicht geführten, wird hiermit ernstlich verboten, nie auch das bey Winters Zeit gebrauchliche Jaun-einziehen und weggelien, wer sich darübere entpinnen läßt oder hierinnen überwiegen wird soll 1 Thl. Straffe erlegen.

§ 52. Damit auch keine übrige Schwelgerey vorgehen oder aber sich ein oder der andere dadurch in Ruin setzen möge, so ordne Ich hiermit, daß der Bräuer und Krechmer weder meinen bedienten noch unterthanen und Inwohnern, wozu sie nicht bar bezahlet, nichts ansprechen soll, was aber das hofe-Gesinde betrifft, will ich Zährlichen auf einen Knecht 1 Thl. sah, und auf einen Jungen 12 sal, wann es zu rechter Zeit eingezogen wird, postieren lassen. Schreibet aber sowohl der Krechmer als Bräuer über dieses Besetze ein meeres an, und kann wann das Jahr und ist oder das andere vorgeziet seine Beschaltung nicht erlangen, hat er sich bei der Herrschaft keiner weitem Rühffe zu versehen. Und also will ich hiermit meine vorgelegete Ordnung schließen, und wie ich darunter nichts anders als die Ehre des Großen Wortes und sammt lieben Gemeinde vollkommenes Befehle suche, damit ein jedes weiß, wie es seinen Gott fürchten, lieben, loben, ehren und preisen, auch seiner von Gott verordneten Ehracht und Herrschaft treudigen Gehorsam und parition leisten und sichlichen unter einander selbst in guter Plachbarschaft Christl. friedl. und einträchtig leben soll, Also bin ich zuversicht, und guten Vertrauens, es werde ein jeder sich dahin bemühen, diese vorkersetzte Gebote und Verbote nach euserthen Kräften zu erfüllen und wird dadurch anlass geben, daß meine Liebe und Herrschaftl. Wohlwollen gegen einen jeden immer je mehr und mehr wachsen und zunehmen möge. Wiedrigens aber da einige in ihrer bisherigen Unbilligkeit und üblen gewohnheiten fernereit verharren wollen, haben ich solche der ausgeworffenen Strafen unabweislich zu versehen. Und damit diese meine Verfassung sich ein jeder wohl in das Bedächtniß bringen möge, soll solche Jochen in Gegenwart der samtl. Gemeine, ihrer Kinder und Gesinde, deutlich und vernemlich vorgelesen werden. Zu mehrer Uffkund habe ich solche eigenhändig unterschrieben, und mein angekommens Inseigel vollwährent, vorhanden lassen. So geschien
Niederrösch. —

Alkeri Küstiges.

Giacobdandhu zu färben. Schwarz, welches nicht abshmüht und licht und sicher zu färben ist, so daß die innere Seite der Hand-schuhle vollkommen weiß bleibt: Man zieht den Handschuh auf eine Handform oder auf seine eigene Hand, bestreicht ihn mit verdünntem Salmiakge, löst eine Kleinigkeit im Wasser lösliches Nigrosin mit etwas wasserlöslichen Anilinsalz und überstreicht mit einem Pinsel die Handschuhle. Etwas holzgeistiges Essen ist der Farbe noch zuzugeben. Nach der Ueberstreichung mit Salmiakgeist wirkt die Farbe sofort auf das Leder und wird nach nur einmaliger Auftragung tief schwarz. Nach dem Trocknen reibe oder bürste man die Handschuhle mit etwas Waan, oder Zinnmel in ein. Braun: Man überbürste ebenfalls die Handschuhle mit verdünntem Salmiakge, man überbürste man gleiche Theile Blausäure und Weinsäure, wozu man im Fall eine dünne Platte erzieht werden soll, etwas gelbes Zinnoxidum zusetzt. Diese Partikelung giebt man etwas mit Salmiakge gelöst. Sofern je und überpinselt die äußere Seite der Handschuhle mit dieser Farbe. Nach dem Trocknen überbürste man gut. Die Farbe kann für alle weiteren Fälle aufbewahrt werden.

Federn von Straußenfedern. Zur Vorbereitung werden die Federn in ein Bad von kochensaurem Ammoniak gebracht, das auf 100 Th. Wasser 1 bis 2 Th. Salz enthält, und darin bei mäßiger Bewegung 12 Stunden bei 99° C. gelassen. Hierauf werden sie in einem lauen Bad von Parafinirter Seife bewegt und endlich mit kochendem Wasser gut gespült. Kochende oder heiße Flüssigkeiten sind auszu-schließen. Auch die Behandlung mit reinem Natrium und Kocher hat sich gut bewährt. Für die Federn ist nur das Weiden in Baden anwendbar. Diefelben sind neutral zu machen und dürfen nicht in Metall- oder Holzgefäßen angelegt sein, es eignen sich dazu edlere oder Steingut- oder Porzellan Gefäße. Nach vollendeter Weiche werden die Federn langsam bei niedriger Temperatur und bewegter Luft unter mehreremal Umdrehen getrocknet. Bei höheren Temperaturen treten leicht Verwundungen ein, wodurch die feinsten Härten zusammenleben, das Klopfen wirkt dem entgegen. Es ist früher vorgefchlagen worden, die noch feuchten Federn mit Wasser zu beschäuen und dann erst zu trocknen. Der Behere verhält sich dann gegen die Federn ähnlich dem Werbemittel bei der Werbung, er verbindet gleich diesen das Verhältnissen. Sehr gute Resultate sind zu erzielen durch Umtauschen der gebildeten kalten Federn in Alkohol, er scheidet die leimartigen Theile vollständig ab und verbräunt bei ganz niedriger Temperatur; die Federn erhitzen alsdann völlig weiß und schön.

Zur Vertigung der Garten-schmiden. Bekanntlich treiben die gelbbäutigen Spinnen (Helix hortensis und striata) auch an Spalierbäumen hinauf und nagen die jungen Birnen etc. an, und die Rast-schneiden sind die emigrierten ungetriebenen Ufer der Erdberecuren. Da man aber durch bloßes Auslesen derselben nicht ganz Weiser über sie werden kann, so empfiehlt die „Obstztg.“ Kupferrotz auf zu streuen, unter Kleie zu mischen und kleine Kleie in ungelegten Blumentöpfen oder ungelegten Düten von starkem Papier an den Fuß unserer Spalierbäume zwischen die Erdberecuren zu legen. Die Schmiden freisen die Kleie und crepiren an dem damit vermischten Kupferrotz. Auch in der Saatfolge kann man seine feimende junge Pflanzen damit vor jenem gefährlichen Ungehefer schützen.

Schlesischer Geichtskalender.

- (Nach Mittheilungen des Pastor **Vornmann** in Braunsig.)
- Den 9. August 1745. Einweihung der evangelischen Kirche zu Brimnennau.
 - Den 10. August 1498. Großer Brand zu Rosten bei Schwidniz.
 - 1669. Einweihung des Gymnasiums zu Brieg.
 - 1665. Legniz erhält von Herzog Ludwig ein freies Handels-Privilegium.
 - 1668. Am Tage Laurentii läßt Leo Chr. Graf von Schafotsch eine Kapelle auf der Riesentoppe zu bauen anfangen und am selben Tage 1681 dieselbe einweihen.
 - 1719. Der Thurm der St. Marienkirche zu Brimnennau durch den Blitz eingeschert.
 - 1741. Breslau von preussischen Truppen besetzt.
 - 1761. Das russische Geichtschiff die Corvée geht bei Lebus über die Oder, ihm folgt die große Armee unter dem Feldmarschall Grafen Bitturlin, das ganze Lager kommt hinter Wangen an Paderburg zu zu stehen.
 - 1761. Großer Brand zu Legniz, ganze Ober-Stadt brennt ab.
 - 1803. Graf Ludwig Franz von Hagefelt-Schönstein wird in den Priesenstand erhoben: Fürst von Trachenberg.
 - Den 11. August 1459. Abschaffung des guten Montags zu Breslau mit Bewilligung aller Reichs außer den Tuchhändlern.
 - 1548. Luzugewerbe: Jedem ward landesgenössige Kleidung zu tragen auferlegt.
 - 1707. Vertrag zu Alt-Rannsditz bei Leipzig im scheidischen Hauptquartier zwischen Karl XII. von Schweden und Karl VI. von Oesterreich: Das freie Religions-Exercitium verbleibt in Schlesien.
 - 1751. Königl. Concession zu Errichtung eines Gymnasiums zu Breschütz.
 - Den 12. August 1288. Herzog Heinrich der Dicke zu Legniz stiftet daselbst das Hospital St. Nicolai.
 - 1362. Breslau erhält vom König Karl IV. das Recht, Heller zu prägen.
 - 1769. Schlacht bei Kunersdorf.
 - 1760. Plünderung des Beschen'schen Corps in Braunsig bei Goldberg.
 - Den 14. August 1262. Die katholische Pfarrkirche zu Greiffenberg durch Bischof Thomas von Breslau eingeweiht.
 - 1296. Erster Anbau der Stadt Schönau von Herzog Bolto I. von Schwidniz und Jauer.
 - 1629. Die Stadt Weidniz erhält wegen ihrer gegen die Schweden bewiesenen Tapferkeit von Kaiser Ferdinand II. ein verdienstliches Stadtwappen.
 - 1642. Erzherzog Leopold belagert Groß-Glogau.
 - 1761. Sieg des preussischen General Friaquet bei Conradswoodau im scheidnischen über den scheidnischen General de Witte.
 - Den 15. August 1578. Kreuzbrunn zu Giesenberg.
 - 1760. Schlacht bei Neudorf, Friedrich II. Sieg über Laudon.

